

Horst Seibert: Diakonische Landschaften. 25 Jahre Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau, Darmstadt 2002

Meditation

Wir hören, daß Jesus Menschen von Mächten befreite, die sie in zerstörender Abhängigkeit hielten. Er wollte sie wieder frei atmen, sich frei recken und strecken sehen, damit sie wieder als das erkennbar würden, was sie nach dem Willen ihres Schöpfers sind: seine Ebenbilder, mit unverlierbarer Würde ausgestattet – mit einer Würde, die nicht von Leistung und Leistungsfähigkeit abhängt.

Wer Menschen in Schutz nimmt, sie verteidigt gegen die Bilder, die ihnen aufgeprägt werden, gegen den Makel und den Mangel, die Herz und Sinne verwüsten, gegen den Druck der Verhältnisse und Verhängnisse: der setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß Jesus den Menschen nachging, Menschen, die in soziale Isolation gekommen waren. Durch Schwäche, Krankheit, Behinderung, durch unverschuldetes oder verschuldetes Unglück. Jesus führte sie in die Gemeinschaft zurück.

Wer an der Resozialisierung von Menschen arbeitet, setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß Jesus die verhängnisvolle Rolle des Vorurteils aufdeckte, die Rolle der selbstgefälligen Erklärungstheorien für abweichendes Verhalten; daß er die Umwelt ebenso bei ihrer Mitschuld wie bei ihrer Verantwortung behaftete und so aufzeigte: Freiwerden von Vorurteilen macht frei zum Zusammenleben.

Wer vorbehaltlos hilft, setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß es für Jesus keine hoffnungslosen Fälle gibt, daß er bei vielen wieder Vertrauen ins Leben herstellte, indem er verlässliche Erfahrungen mit Gott und Menschen eröffnete und solche Erfahrungen als Vorgriff auf das Reich Gottes qualifizierte.

Wer Menschen wieder zum Hoffen bringt, setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß Jesus sagte, wir müßten den Fremdling nicht besonders lieben; es genügte, wenn wir ihn liebten wie uns selbst.

Wer andere bemißt an dem, was er sich selber wert ist, der setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß Jesus von einem Samariter erzählt, der zupackt und auch dafür sorgt, daß andere helfen, wenn er selber nicht mehr helfen kann.

Wer über sich hinausliebt, hinaussieht, hinausdenkt, setzt das Werk Jesu fort.

Wir hören, daß Jesus alle Not und alle Schuld mit ans Kreuz nimmt und als ebenso vorläufig und überwindbar ausweist wie den Tod selbst. Daß er damit Gemeinschaft begründet, die auch im Leiden nicht aufhört und durch Schuldverflochtenheit nicht aufgehoben wird.

Wer den Tod in all seinen Formen bekämpft, auch den sozialen Tod, auch den Beziehungstod, setzt das Werk Jesu fort.

Menschen, die Menschen stark machen gegen ihre Schwäche, gegen ihr Verzagen, tun ein gutes Werk.

Vom Anfänger der Diakonie

Zu der Zeit, als Jesus durch sein Land ging, wurde bekanntlich der Messias erwartet: der, der den Knoten endlich zerschlagen würde, das ganze Knäuel aus Geschichte und Schuld und unschuldigem Leiden, aus Glaube und Abfall, aus dem ganzen Elend eines gedemütigten, seiner Identität beraubten Volks. Ein Knäuel, in seiner Dichte unentwirrbar auch für die frömmsten Juden und die belesensten Theologen, deren Verstand ohnmächtig am Verstehen Gottes scheiterte.

Zwei Grundhaltungen standen damals fast unvermittelt nebeneinander: Resignation und der Glaube an Gewaltlösungen - freilich ist auch der Glaube an Gewalt oft eine Art Verzweiflung hinter umgekehrtem

Vorzeichen. Die einen, die Pharisäer, riefen zu Bußübungen auf, damit Gott sein Kommen beschleunige, damit bald alles anders werde. Andere, die Leute von Qumran, fromme Aussteiger, glaubten, durch Weltabkehr und Isolation ihren Glauben und ihre Hoffnung retten zu können. Apokalyptischer Glaube ist ein altes Leiden. Wieder andere, die Zeloten, griffen zu den Waffen, um das Reich Gottes herbeizukämpfen, herbeizuzwingen.

Aussteiger und Absteiger zuhauf! Das Räuber- und das Bettlerheer hatten enormen Zulauf. Die doppelte Besteuerung - durch den eigenen König und durch die Römer - machte auch den jüdischen Mittelstand arm. Die Tagelöhner, die uns in biblischen Geschichten begegnen, waren Absteiger, waren nicht immer mittellos gewesen. Nun waren sie schlimmer dran als Sklaven, die wenigstens jemandem gehörten, der sie immerhin hütete - wie man halt sein Eigentum hütet.

Römische und einheimische Machteliten kämpften offen und verdeckt um ihren Anteil an der Ausnutzung des Landes. Die soziale Lage im Palästina zur Zeit Jesu: hochexplosiv!

Die Menschen waren seinerzeit nicht ganz ohne Hilfen. Die jüdischen Gemeinden mühten sich um ein groß angelegtes Almosensystem, betrieben Hospize und "Küchen" für die, die keine feste Bleibe mehr hatten, denen es ebenfalls schlechter erging als den Füchsen, die wenigstens ihren Bau haben.

In den hellenistisch geprägten Städten um das jüdische Stammland - in Sidon, Tyros, Ptolemais u.a. - gab es bekannte Heil- und Orakelstätten. Dorthin brachte man viele Kranke. Die Verwandten waren dann die unmittelbare Sorge um sie los, aber die Kranken waren dort immerhin nicht ganz verlassen, nicht ganz vom Leben abgeschnitten, nicht ganz am Ende. Es gab frühe "stationäre" Hilfe. Am Teich Betesda dürfte es z.B. eine solche Heilstätte gegeben haben.

Wie die zeitgenössischen Geschichtsquellen erkennen lassen, hatten Zauberer und Wahrsager großen Zulauf, Helfer von meist nichtjüdischer Herkunft. In unsicheren Zeiten wird man okkult, setzt gegen die eigene Angst Methoden und Handlungen, die einem im Grunde selbst unheimlich sind, die selbst von der Angst leben. Der Schadenzauber soll beliebt gewesen sein, noch gefragter als der Heilzauber. Wenn es vielen Leuten schlecht geht, wollen sie, daß es den Glücklicheren auch schlecht geht. Die Armen gönnen sich schon damals untereinander nichts. Diese Erfahrung macht der Herr der Weinbergs in Jesu Gleichnis: er wundert sich über den scheelen, mißgünstigen Blick, der aufkommt, als er versucht, die Differenz zwischen Armen und noch Ärmeren aufzuheben.

Aber auch Menschen aus der alten jüdischen Tradition zogen als wandelnde Hoffnungsträger umher: Wunderrabbis, Wandercharismatiker, messianische Propheten.

Es gibt anscheinend manches, das sie mit Jesus verbindet. Er wurde nicht selten mit ihnen verwechselt. Aber nicht lange. Dann, so wird im Neuen Testament berichtet, sagen die Leute: "So etwas haben wir noch nie gesehen!" Die Wunderrabbis hatten "Vollmacht" zur Heilung, zum Exorzismus - und behielten sie für sich wie einen persönlichen Besitz. Jesus hatte "Vollmacht" - und er verschenkt sie, gibt sie an seine Jünger weiter. Diakonie wird zum Auftrag.

Kämpferisch setzt sich Jesus mit Mächten auseinander, die Herrschaft über Menschen erlangt hatten. Diakonie ist von Anfang an auch immer Kampfansage und Kampf. Jesus muß ein Machtwort sprechen, bis die Geister ausfahren.

Manchmal behebt er aber einfach auch nur einen Mangel, wirkt sozusagen kompensatorisch: häufig genügt seine Nähe, sein einfaches Dasein, seine Berührung, um Heilung in Gang zu bringen. Jesus setzt sich mit Bedürftigen zusammen, teilt seine Zeit und seine Mahlzeiten mit ihnen. Heilsame Nähe: das ist ein wichtiges Element seines Dienstes, seiner Diakonie.

Damit widerspricht Jesus der zeitgenössischen Meinung, wonach Gott nur um den "guten Menschen" gehe. Jesus sagt und zeigt: die Freude über den in die Gemeinschaft Zurückkehrenden, die Freude über den geretteten Verlorenen, übersteigt Gottes Interesse an den Gerechten.

Jesus wirkt in verschiedene Richtungen, auf den einzelnen Hilfebedürftigen und auf die Umwelt hin. Als er auf seinem Weg einem Blinden begegnet, fragen ihn seine Jünger, wer die Blindheit verschuldet habe, wer da gesündigt habe, der Blinde oder seine Eltern. Hinter der Frage steckt das uralte und bis heute nachwirkende Vorurteil "Irgendwie-selber-schuld". Indem Jesus den Blinden heilt, heilt er eine ganz andere Blindheit mit, unsere Blindheit, die Blindheit landläufiger Erklärungsmodelle für Not, Armut und Krankheit. Wo Diakonie geschieht, geschieht etwas für einzelne Menschen, u n d es geschieht etwas Soziales. Krankheit ist niemals nur reine Privatsache, Gesundwerden auch nicht. In gewisser Weise therapiert Jesus die theoretischen Krankheitsbedingungen mit.

Die Menschen, denen Jesus hilft, erfahren, daß sie für ihn und - wie er sagt - auch für Gott wichtiger sind als sogar die heiligen Ordnungen, das Gesetz, die Tora. Jesu Heilungen am Sabbat hätten nach damaliger Ansicht von Gott als Lästerung geahndet werden müssen; stattdessen stellt sich Gott bestätigend auf die Seite des Gesetzesübertreters. Jesus setzt, indem er Menschen dient, die herrschenden Anschauungen von Gott und den Menschen und die herrschenden Anschauungen über gegenseitige Verantwortung dem Druck der Veränderung aus, dem Druck der neuen Auslegung. Das Gesetz, das diese Beziehung - zwischen Gott, einzelnen und Volk - regelt, hat für die Menschen da zu sein, nicht umgekehrt. Andererseits: je mehr Absteiger und Aussteiger, je mehr Asozialität, desto offensichtlicher, daß etwas nicht stimmen kann mit den herrschenden Anschauungen und Gesetzen.

Jesus spricht auch von Gründen der Diakonie. Er sagt: "Ihr sollt barmherzig sein, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist". Der Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, soll in seinem Leben den barmherzigen Gott "abbilden". Barmherzigkeit ist im Neuen Testament oft nur ein anderes Wort für Diakonie. Unter uns ist es etwas heruntergekommen, das Wort Barmherzigkeit. Dabei ist partout nichts Sentimentalisches damit gemeint, keineswegs so etwas wie eine herablassende milde Gefühlsregung. Der barmherzige Samariter läßt ja nicht nur sein Herz sprechen - dies wohl auch; aber er hilft auch vernünftig, planvoll und wirkungsvoll. Daß Diakonie spontan u n d reflektiert u n d zukunftsorientiert, insofern ganzheitlich, sein kann, das steckt unter anderem in dem Wort Barmherzigkeit.

Jesu Zeitgenossen warteten auf das Reich Gottes, auf das messianische Reich, das der Römerherrschaft ein Ende machen würde. Jesus heilt und deutet die Situation so: Jetzt ist das Reich Gottes mitten unter euch! So ist es unter euch: als Hilfe, als Heilwerden! Diakonie ist Vorgriff auf die erlösende Zukunft. Utopie ist keine reine Hoffnung mehr. Das Heilende kann sich vorwegereignen. Wenn Kranke geheilt werden, Not beseitigt, Hunger gestillt wird, dann ist die Heilszeit ebenso real wie zeichenhaft, signalhaft, da.

Jesu Leiden und Sterben werden im Neuen Testament als Dienst uns zugute gedeutet, als d e r Dienst. Die kühnste Korrektur der alten messianischen Erwartung! Dieser Herr herrscht, indem er dient. Im Abendmahl, in dem die ersten christlichen Gemeinden Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen aktualisieren, hat die Diakonie deswegen ihren "Sitz im Leben". Die Armenspeisungen - die ertümlichste Form gemeindlicher Diakonie - findet im gottesdienstlichen Zusammenhang statt.

Die ersten christlichen Gemeinden sind diakonisch. Nicht zuletzt diese diakonische Lebensform macht die Attraktivität des frühen Christentums aus: für die ansonsten rechtlosen Frauen, die sich hier besser aufgehoben wissen als in der Synagoge oder in den alten heidnischen Kulturen; oder auch für Sklaven. Es ist sicher kein Zufall, daß die typische urchristliche Gemeinde Unterschichtsgemeinde, Armengemeinde, war.

In den Gemeinden werden Kranke gepflegt, Nackte bekleidet, Hungrige gespeist, Gefangene besucht. Die Impulse gehen vom Altar aus - und gehen dahin wieder zurück: als Danksagung. Menschendienst und Gottesdienst beisammen.

Es gab schon lange einen Ärztestand, aber keinen Pflegestand. Es gab nur Lazarette, um die angeschlagenen Krieger für die nächste Schlacht wiederherzustellen. Ansonsten war Krankheit Privatsache. Die Christen sagten: "Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit". Die soziale und gemeindliche Dimension von Krankheit und jeglicher Form von Bedürftigkeit war prägend für den christlichen Lebensstil.

Die Christen hatten dieses ominöse "...wie dich selbst" im Ohr. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen beizustehen, sondern man ist es vor allem auch sich selbst schuldig - um nicht ständig hinter seinen gottgegebenen Möglichkeiten und Gaben zurückzubleiben.

Der Gottesdienst war also Gedächtnis der Diakonie und Ort der Diakonie. Der frühe christliche Gottesdienst geschah im Haus, im Atrium, war Hausgottesdienst. Das Haus erlangt eine selbständige diakonische Bedeutung.

Häuser

Unser Glaube beginnt eigentlich unbehaust. Es ist ein Glaube, der durch die Wüsten zog. Nomadenglaube. Der Vater des Glaubens, Abraham, zog mit seiner Sippe und seinem Vieh von Wasserstelle zu Wasserstelle. Er weiß sich von Gott auf einen langen Weg geschickt, und er weiß, daß sein Gott mit ihm unterwegs ist.

Die ersten Gebete und Glaubensbekenntnisse wurden nicht in Häusern gesprochen, nicht in Wohn- und Bethäusern; die ertümlchen Bekenntnisse hallten durch die Wüsten und Steppen und wurden vom Wind verweht. "Der Herr gebe dir weiten Raum!" war der Segenswunsch jener Tage. Die Welt war offen. Gottes Welt halt. Menschen in Bewegung stoßen überall auf Gottes Spuren. Jede Quelle auf dem unendlich langen Marsch, jeder Brunnen, jede Oase: ein Stück Gnade Gottes. Alte Gottesnamen zeugen noch davon: Gott, der Brunnenquell aller Güte. Das Gelobte Land war ja nicht am Wasser gebaut; also lebten die Nomadenstämme - in soziologischer Sicht waren die protoisraelitischen Stämme Kleinviehnomaden - von den Quellen und Brunnen. Das Volk lernte früh, aus der Tiefe zu leben. Es sind tiefsinnige, tiefgründige Nomaden, die uns in den ältesten Teilen der Bibel begegnen. Sie wußten, daß Gottes Güte vom Himmel regnet und aus der Tiefe sprudelt, daß sie in Gottes Welt von allen Seiten von Gottes Güte und Gnade umgeben sind, daß Gott in der Höhe und der Tiefe ist.

Und später, viel später, wurden sie seßhaft. Aus wandernden Kleinvieh-Nomaden wurden seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter. Sie haben den Hirtenstab mit dem Pflug vertauscht und das Zelt mit der Hütte. Und sie haben ihr Vieh angepflockt und eingezäumt. Als sie das Land kultivierten, sich Acker- und Weideland schufen, haben sie zum ersten Mal die Welt nicht einfach hingenommen, wie sie sie vorfanden, sondern sie haben sie auf sich und ihre Bedürfnisse hin geordnet. Sie wurden gewissermaßen zu Weltarchitekten.

Und mit dieser Art der Landnahme geschah noch etwas, das die Welt danach für immer verändert hat. Die seßhaft gewordenen, behausten Menschen reklamierten ein Stück Welt als Eigentum, beanspruchten Besitzrecht. Die jüdischen Stämme leiten es noch vom Besitzrecht Gottes ab, fühlen sich wie seine Pächter. Am Anfang lösen sie das Land unter den Stämmen aus. Noch haben sie die Erde, als hätten sie sie nicht. Das ändert sich später im Bewußtsein der meisten, sonst hätte es nicht so vieler sozialer Gesetzesvorschriften bedurft.

Auf jeden Fall überzieht der pflügende und einzäunende Mensch fortan die Welt nach seinem Muster; nach der Logik des Pfluges überzieht er die Welt und nach der des Weidezaunes.

Die Zelte, in denen sie vormals lebten, mußten noch auf Sand gebaut sein: um die Pflöcke im lockeren Sand versenken zu können und um danach rasch abbauen und weiterziehen zu können. Als sie anfangen, Häuser zu bauen, wurde ihnen alles, was auf Sand gebaut ist, zutiefst verdächtig. Feste Häuser brauchen festen Grund.

Diese Revolution im Lebensgefühl, die bei den Kindern Israel mit dem Hausbauen einst einherging, können wir heute wahrscheinlich kaum mehr nachempfinden, diese fundamentalen Brüche im Lebensgefühl, in der Weltwahrnehmung und im Weltverhältnis.

Und so war es auf der Erde vielerorts: daß es mit dem Nomadenleben anfang, und daß die Menschen eigentlich erst zu erstaunlich später geschichtlicher Stunde mit dem Hausbauen begannen. Mit Witterungsveränderungen hing die neue Lebensform wahrscheinlich nicht ausschließlich zusammen.

Es gibt manche gelehrte Theorie darüber, was die Menschen wohl zum Hausbauen brachte. Eine besagt: ein Haus, das ist ein umbauter Hohlraum, ein künstlicher Hohlraum, den wir der Welt abzwängen; und die Menschen mußten sich ihrer erst bewußt werden, eine Trennung zwischen einer inneren und einer äußeren Welt vollziehen können. Vorher hatte die Welt kein Innen und kein Außen für sie. Irgendwann teilten sie die Welt in zwei Sphären: sie sparten sich einen eigenen Raum aus, in dem nichts war außer ihnen selbst, ein Raum, wo das beanspruchende, vereinnahmende Anbränden der Welt aufhören kann. Das Haus: ein Ort, um IN der Welt die ganze Welt von sich abfallen lassen zu können. Es gibt schlimme Tage, an denen man, wenn man die Haustür hinter sich zuwirft, diese ertümlchen Bedürfnisse sehr wohl versteht.

Vielleicht war das also der Grund für die Häuser: der Mensch hat die Offenheit der Welt nicht mehr ausgehalten. Immerhin waren die ersten Häuser noch offen - ein Stück Erinnerung an eine alte, ertümlche Weltoffenheit, die dann mit den Häusern abhanden kam.

Eine andere Theorie über die Anfänge des Hausbauens: Häuser wurden nötig, nachdem die Menschen zu einer ihrer größten Kulturleistungen fähig wurden, zur Scham. Häuser bauten sie, um sich zu bedecken, zu verhüllen, um ihr Zeugen und ihr Sterben zu verhüllen, als sie definitiv kultiviert waren und wußten, daß sie zur Lust verurteilt sind, wie sie zum Sterben verurteilt sind.

Tatsächlich war das alte israelitische Haus eine Behausung für die Lebenden und die Toten. Von Samuel oder Joab berichtet die Bibel, wie sie in ihrem Haus in der Nähe der Feuerstelle begraben wurden. Das Bett über der Erde und das Bett unter der Erde wurden vom Haus überspannt. Wo der Mensch sich zum Schlafen hinlegte, dort legte er sich auch zum Sterben hin; und wenn er gestorben war, wurde er nur ein wenig tiefer hineingelegt. Der Tote und der Tod hatten nichts Schreckliches, und man konnte getrost mit ihm, als Grundlage gewissermaßen, leben, lieben, zeugen und seinerseits sterben.

Vielleicht baute einstmals der Mensch sein Haus, so glauben manche, einfach nur, um sein Feuer am Brennen zu halten; um einerseits das Feuer zu domestizieren, daß es nicht ausufern, nicht zum Flächenbrand werden kann, daß es beherrschbar bleibt; und um es andererseits zu schützen. Tatsächlich war auch in Israel der Herd das Herzstück des Hauses; tatsächlich scheint es, daß Häuser im Grunde um die Feuerstelle herum gebaut wurden. Jedes Haus hatte ursprünglich ein wärmendes Zentrum, ein heißes Herz.

Die Kultur- und Sozialgeschichte des Hauses stellt uns ein paar Fragen bis heute - und es ist gut, gelegentlich darüber nachzudenken. *Wie halten wir es mit der Offenheit? Oder: wird in unseren Häusern eigentlich ein Feuer am Brennen gehalten?*

Die Kulturgeschichte des Hauses hat uns auch Abgrenzungen beschert. Als die Menschen vom Zelt ins Haus umzogen und das Land einzäunten und die Erde umbrachen, änderten sich nachhaltig die Lebens- und Gemeinschaftsformen - und ein Stück weit auch der Glaube. Ein Stück sicherer wurde das Leben, aber auch statischer halt, einfach abgesteckter, eingeteilter, zugeteilter. Und neue Konfliktmöglichkeiten taten sich auf. Es gibt erstmals richtiggehende, dauerhafte Nachbarschaft. Und damit auch Nachbarschaftskonflikte, Grenzstreitigkeiten, Erbgeschichten. Menschen, die in Häusern nebeneinander wohnen, können sich nicht mehr so leicht aus dem Weg gehen.

Als die Menschen seßhaft wurden in Häusern, mußten sie auch ihre Nahrung seßhaft machen. Sie zogen ja nun nicht mehr der Vegetation, die alles für sie bereithielt, hinterher; sie mußten nun, als stationäre Menschen, Vorräte anlegen für die schlechten Jahreszeiten. Bald machten sie die Erfahrung, daß die Vorräte gesichert werden mußten: gegen weniger fleißige, weniger kluge oder einfach weniger glückliche Nachbarn, deren Ernte mißraten war. Das Sicherungsdanken bekam neue Dimensionen. Häuser konnten sich in eine Art Heiligtum verwandeln, tabu für andere, in eine Festung, in die man nicht jeden hineinläßt, weil man ja nicht sicher war, was er eigentlich suchte und wollte.

Manche unserer heutigen Gemeindehäuser, auch manche Häuser der Diakonie, erwecken den Eindruck, als habe man kein wirklich offenes Haus gewollt, sondern eher eines, mit dem man sich die Welt vom Hals hält - und den Ärger, der leicht dann entsteht, wenn Leute kommen, von denen man nicht so genau weiß, was sie eigentlich hier suchen bei uns. Nicht wenige Kirchen- und Diakoniehäuser sind eigentlich Festungen bestimmter Gruppen. Die Sache mit den Häusern kann man auch zwiespältig sehen; und diese gespannte Sicht ist alt.

Mit dem Volk wurde der Glaube seßhaft. Auch Gott. Er bezog eine neue Wohnung, bei deren Erbauung sich das Volk alle erdenkliche Mühe gab, die sich vor allem der König etwas kosten ließ. Dafür holte er Baumeister und Gestaltungskünstler aus fernen Ländern - und kostbare Baustoffe. Gleichwohl, die alten Gottesmänner, die dem traditionellen Wüstenglauben, dem einfachen Glauben, verbundenen Propheten, mochten sich mit dem herrlichen Gotteshaus, dem Jerusalemer Tempel, nicht recht anfreunden. Sie hatten einen Vorbehalt gegen allzu viel Ästhetik. Nach den alten Regeln des Judentums sollte der Altar aus unbehauenen Stein sein. Die Schöpfung, das Geschaffene, ist von selbstseiender Schönheit, bedarf nicht der Verbesserung, der Ästhetisierung. Die Schönheit des Gotteshauses: manche empfanden sie als menschliche Grenzüberschreitung, Anmaßung.

Auch sonst sahen die Propheten mit ihrer Tempelkritik etwas Richtiges: sie sahen die Gefährdungen des domestizierten Gottes und des allzu verorteten, stationären Glaubens. Sie glaubten Gottes Wohnung im grenzenlosen Himmel, der sich über die ganze Erde spannt. Der behaute Gott könnte zu verfügbar werden, bedient von professionellen Gotteshausverwaltern. Nicht wenige Erfahrungen aus der sehr viel späteren Kirchengeschichte zeigen die Berechtigung der Sorge.

Das Haus bedurfte auf jeden Fall der Deutung, es beschäftigte das religiöse Gemüt: "Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen". Wenn ein Haus gebaut wird, dann muß es nach den Regeln Gottes geschehen. N u r als Gotteshaus steht es sicher. Und das Neue Testament geht noch weiter: Du, Mensch, bist es, der der Erbauung bedarf, dein Leib ist das Haus Gottes.

Auch das Neue Testament mußte sich mit der uralten Spannung beschäftigen. Denn in der Zeitenwende ertönte ja wieder eine Stimme eines Predigers in der Wüste - wie dereinst im alten Israel -, und diese Stimme kündigt Jesus an, der von sich sagen wird, daß selbst die Füchse behauster seien als er - weil sie wenigstens ihren Bau hätten; er aber habe nichts, wohin er sein Haupt legen könne. Jesus ruft seine Jünger gerade a u s ihren Häusern! Auch unser christlicher Glaube zieht anfangs umher, ist Wanderevangelium. Auch der christliche Glaube drückt zutiefst aus: Wir haben hier keine bleibende Stadt - und das war keineswegs nur als Friedhofsweisheit gedacht.

Als der dynamische Jesusglaube und die dynamische Jesusdiakonie dann in die antiken Städte kommen, brechen sie in die Häuser dort ein, brechen die sichernde, aber auch starre Struktur der Häuser auf. Der Gottesdienst und die Liebe ziehen von Haus zu Haus - wie einstmals die Stämme von Quelle zu Quelle

zogen. Es kommt beides zusammen: das Feuerbewahrende, Sichernde, u n d das Dynamische. Jedes Haus ein potentielles Gemeindehaus, jedes Haus ein Gotteshaus.

Dieses Beisammen von Statik und Dynamik ist auch das Diakonische des christlichen Hauses. Es sind diese einfachen Häuser, die mit ihrem Schutz und ihrer Offenheit und Dynamik und mit ihrer Wohltätigkeit die Macht der großen Paläste und Festungen der Cäsaren brechen.

Das nach beiden Richtungen, nach innen und außen, offene Haus wurde von Anfang an zum Sinnbild christlichen Dienstes. So hören wir es von Jesus und lesen es beim Apostel Paulus. Diakonie war von allem Anfang an: Menschen-Aufnehmen und Zu-Menschen-Gehen. Beherbergen und Besuchen. Menschen zu Gast haben und bei Menschen gut aufgehoben Sein. Bis heute ein Grundmuster aller Diakonie. Nicht nur Herzen sollen sich auftun, sondern auch Türen, und das eine hängt mit dem andern zusammen. Sei meines Herzens lieber Gast: so lautet eine alte Einladung, nicht nur ein Stückchen meines Herzens zu belagern, sondern auch unter mein Dach zu kommen.

Als der Glaube dann umzog in die speziellen Gotteshäuser - und es entstanden immer mehr davon, je weniger die Wohnhäuser Gotteshäuser waren -, bewahrte für lange Zeit die Diakonie die Besonderheit des Hauses. Etwa in der Gestalt der Hospize wurde Menschen ein Haus als Hilfe angeboten: Armen, Obdachlosen, Kranken, Sterbenden, Alten, körperlich und geistig Behinderten, Blinden, Stummen, Tauben, Epileptikern, Reisenden und Wallfahrern - ohne Unterschied, ohne Trennung in soziale Klassen oder Behinderungshierarchien. Die Verwalter der Hospize nehmen die kaputtteste menschliche Ruine mit größter Ehrerbietung auf, pflegten mit aller Hingabe: sie nahmen mit jedem Hausgast Jesus auf; und sie sorgten sich um die Wunden der Hausgäste, als ob sie an den Armen wiedergutmachen wollten, was die Welt unserem Herrn Jesus an Wunden geschlagen hatte. Von Elisabeth von Thüringen wird überliefert, daß sie über das von ihr eingerichtete Hospiz sagt: Wie gut ist es für uns, daß wir unseren Herrn so baden und kleiden können!

Diese alten christlichen Häuser der Hilfe waren oft rund oder sechs- und achteckig; die ersten Pesthäuser waren pentagonartig. Die Kranken sollten von allen Winkeln her den Altar im Zentrum und den Gottesdienst sehen können, das wärmende Zentrum, das heiße Herz des Hauses. Nach W. Wolfensberger begann die Perversion des Helfens, als sie den Altar in der Mitte ersetzten durch andere Symbole, z.B. der staatlichen Macht: Fahnen etwa oder Beobachtungszellen. Die ersten Zuchthäuser hatten diese Kontrollnabe: wie ein Rad eine Radnabe hat. Es gibt eine nachdenklich stimmende baugeschichtliche Verwandtschaft zwischen Hilfe- und Bestrafungshäusern.

Als es im 19. Jahrhundert auch zur großen diakonischen Erweckung kam, als die Rückbesinnung einsetzte auf alte diakonische Modelle und Ämter, z.B. auf das Diakonen- und Diakonissenamt, erlebte auch das Haus seine diakonische Renaissance. Den in der neuen Industrielwelt Entwurzelten wurden wieder Häuser angeboten: Waisenhäuser, Siechenhäuser, Rettungshäuser. Auch die alte familiale Struktur blühte darin wieder diakonisch auf: die Häuser wurden geleitet von Hausvätern und -müttern, Brüder und Schwestern pflegten die Kranken. Es entstanden in diesen Häusern spezielle Hausgemeinden. Auch deswegen taten sich die großen Kirchen mit ihrer Diakonie anfänglich schwer: inmitten und neben der alten Gemeindestruktur erwachsen viele diakonische Hausgemeinden.

Wenn die Diakone und die Diakonissen alt waren, zogen sie in ihr Brüder- oder ihr Mutterhaus. Diese Brüder- und Mutterhäuser waren im letzten Jahrhundert in Deutschland Zentren der Sozialausbildung, aber auch diakonischer Spiritualität.

Nachdem die moderne Sozialwissenschaft in ihrem ersten Sturm und Drang die alten Arbeitsformen der Hilfe zunächst beiseitegedacht hatte, vor allem auch das Familien- und das Hausprinzip, erlebt zur Zeit beides wieder eine Erneuerung: in kleinen Wohneinheiten und Wohngruppen leben sie z.T. wieder beisammen, Hilfebedürftige und Helfer. Und die Häuser der Hilfe wurden wiederentdeckt als bergende, beschützende. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, sagt der Prediger. J. Habermas sagt, wir hätten immer dasselbe, aber anders. Die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen hat zum Zeitpunkt ihres Jubiläums 14 Häuser.

ALTWERDEN

Die Hilfe für alte Menschen macht den weitaus größten Teil der Angebote der Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau aus

Das verwissenschaftlichte Alter

Mit großer Rasananz überholt sich zur Zeit die Wissenschaft vom Altern selbst. Vor 15-20 Jahren gab es zwei bedeutende Alternstheorien, die sich zwar widersprachen, sich aber sozusagen den Markt teilten: die Engagement- und die Disengagement-Theorie. Die eine besagte: Je größer auch nach der Pensionierung die persönliche Aktivität ist, desto besser wird der alte Mensch mit seiner Pensionierung fertig, mit dem Ruhestand allgemein. Die andere Theorie beagte: Je bewußter der Betreffende die Reduzierung der eigenen Aktivität bejaht, desto besser wird er mit seiner neuen Lage fertig. Desto zufriedener ist der alte Mensch. Empirische Beweise gab es für beide Theorien. Also jeweils auch Gegenbeweise. Und so suchte man nach Kompromißformeln, z.B. der: Nach Zeiten des Übergangs, die durch Disengagement, durch Ausstieg, gekennzeichnet sind, folgt eine neuerliche Bereitschaft zu Engagements in vielfältigen Formen. Als dann Maddox und Eisdorfer dieses Konzept untersuchten, beobachteten sie: irgendwie haut trotzdem alles nicht hin. Alte Menschen sind z.T. aktiv und zufrieden, teils aktiv und dennoch unzufrieden, teils inaktiv und sehr unzufrieden, teils inaktiv und dennoch zufrieden.

Die Altersbilder begannen sich aufzulösen. Anders gesagt: die Alten entwachsen mehr und mehr den Alternstheorien. Die Bezeichnung „Alter“ sagt im Grunde nichts mehr über die Lebenssituation eines Menschen aus. „Alter“ umfaßt die Gruppe der 55- bis 100-jährigen, und in dieser großen Zeitspanne ist alles Mögliche möglich, jeder Lebensentwurf, jeder Lebensstil, jede Lebensart. Deswegen werden die Parameter immer allgemeiner, und die Beobachtungsstandpunkte werden immer höher angesetzt, so daß in jedem Fall stimmt, was beobachtet wird – als Tendaussage zumindest, in großen Linien wenigstens. Das gilt auch für die fünf Kennzeichen des gegenwärtigen Alterns, die Hans Peter Tews ausgemacht hat:

1. Verjüngung (Menschen gehen früher in den Ruhestand, Männer im Schnitt mit 58, Frauen mit 56 Jahren; sie sind damit alle in die Altersphase eingetreten, sind dabei aber deutlich jünger, als es frühere Generationen waren; hinzu kommt, daß auch die Familienphase deutlich früher beendet zu werden scheint).
2. Entberuflichung (je jünger man heute ausscheidet, je jünger also die Ruhestandsphase beginnt, desto weniger Alte sind in Erwerbsprozessen; die früher gefragte Alterserfahrung in manchen Betrieben: sie verschwindet; nur noch etwa 18% der über 60-jährigen Männer und Frauen sind erwerbstätig, und davon die Hälfte nur halbtags).
3. Feminisierung (mit zunehmendem Alter nimmt der Frauenanteil kontinuierlich zu).
4. Singularisierung (mit zunehmendem Alter nimmt der Anteil Alleinstehender zu, überwiegend alleinstehender Frauen).
5. Hochaltrigkeit (die Hochaltrigen unter den Älteren nahmen in den letzten Jahren überproportional zu).

Wie gesagt: Um eine immer unübersichtlicher werdende Wirklichkeit noch dem Verstehen zugänglich zu machen, legt man den Beobachtungspunkt jeweils derart hoch, und so kann man, auch wenn die Gruppe der Älteren immer heterogener wird, einige zur Zeit richtige Aussagen machen. Allerdings wird man aufpassen müssen, daß bei dieser Betrachtungsweise das Gesicht des älteren Menschen nicht unsichtbar wird.

Das normalisierte Alter

Viele Altgewordene machen es sich selbst nicht recht bewußt: das Altwerden hat in unserer Zeit eigentlich seine Besonderheit verloren. Altwerden ist heutzutage kein Vorrecht gerontologischer Eliten, sondern eine Chance, die jeder hat. Altwerden ist keine besondere Bürde und hat keine besondere Würde, die über die allgemeine Menschenwürde hinausginge. Altwerden ist keine besondere Last und keine besondere Ehre, sondern einfach Normalität. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß überall im öffentlichen und privaten Leben immer mehr Alte auftauchen.

Ein Beispiel: Zwischen 1990 und 2000 hatte sich die Zahl der über 60-jährigen männlichen Führerscheinbesitzer verdoppelt, die Zahl der Frauen verdreifacht, so daß die Zahl der Autofahrer und Autofahrerinnen über 60 allein in den alten Bundesländern von 4 Millionen auf 9 Millionen angewachsen ist. In nur 10 Jahren! Wenn man also künftig in der Mitte einer dreispurigen Straße vor der Ampel steht und nach links und rechts sieht, darf man sich nicht wundern, wenn man von 80-jährigen Automobilisten umzingelt ist. In einer alternden Gesellschaft altert eben alles.

Oder: Es gibt eine neue Seniorenkultur. In Metropolen wie Frankfurt kann man beobachten, daß die sehr rege Single-Kultur überwiegend von älteren Menschen repräsentiert wird; da gibt es beispielsweise Senioren-Literatur-Cafés oder Schreib-Cafés, in denen sich ältere Damen und Herren ihre alte Lust und ihren jungen Frust ebenso gekonnt wie genüßlich von der Seele schreiben.

Oder: Neue Senioren-Ballungsräume sind im Entsehen. Gerade auch in Südhessen gibt es viel sog. hochverdichtetes Umland um die Kernstädte herum; in den dort neuerschlossenen Wohngebieten sollten

sich die dynamischen Jüngeren ansiedeln: Nachschub für die prosperierende Industrie und das Dienstleistungsgewerbe in dieser Region. Wo Kommunen vor 20 Jahren die dynamischen Jungen hingelockt haben, werden sie in wenigen Jahren besonders viele dynamische Alte haben, die sich dort nun auch zur Ruhe setzen.

Oder: Noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit gab es so viele Urgroßeltern, wie es sie zur Zeit gibt. Noch nie zuvor konnten sich so viele Generationen kennenlernen. Familiarität hätte ganz neue Chancen, wenn sie denn genutzt würden.

Es gibt neue Begriffe. Nach heutiger Sprachregelung ist ein Endfünfziger ein Vorsenior. Wenn er Glück hat, ist er in 10-12 Jahren ein neuer Alter, ein sog. aktiver Ruheständler, ein junger Alter. Danach ist er ein alter Alter. Mit 90 wäre er ein sog. Hochbetagter, und mit 100 gehörte er dann zu den sog. Langlebigen.

Manche Forscher bestehen darauf, daß über das Alter überhaupt nichts mehr Besonderes zu sagen sei, nichts, was nicht überhaupt von unserer Gesellschaft zu sagen wäre: daß auch das Alter Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen ausgesetzt ist, und daß es auch hier zu gesellschaftlichen Polarisierungen kommt, daß sich die Gesellschaft spaltet – und das Alter mit ihr.

Individualisierung als gesellschaftlicher Trend bedeutet z.B., daß sich immer mehr Menschen den Sinn ihres Lebens selber herstellen müssen oder wollen, ihr Leben als Selbstmanagement begreifen. Es gibt, genau besehen, tatsächlich kein allgemein anerkanntes Modell zur Lebensgestaltung für die Altersphase mehr. Und nachdem sich der Sozialstaat Stück für Stück zurücknimmt und auch die Altenhilfe Teil eines Marktgeschehens wird, wird die Normalisierung des Alters total.

Bruchstellen

Das eben betrifft auch den Komplex der gesellschaftlichen Polarisierung. Die Spaltung der Gesellschaft in einen harten Kern der Leistungsfähigen und Wohlhabenden und der Marginalisierten und Armen, schwappt voll auf das Alter über. Es gibt – vor allem aufgrund der höher gewordenen Anteile an Frauenrenten – zur Zeit eine höhere Sparkapitalbildung durch ältere Menschen als je zuvor; es gibt erheblich mehr Alterswohlstand, gleichzeitig erheblich mehr Altersarmut. Sie werden häufiger und geläufiger: der Turnschuhsenior, der den Abenteuer-Urlaub in Nepal bucht – die alte Frau, die die Zeitung der Nachbarn aus dem Container klaubt, weil sie sich ein Abonnement nicht leisten kann.

Es gibt unheimlich fitte Alte, denen man ihre fast 90 Jahre nicht anmerkt und die noch nicht daran denken, ihren Führerschein abzugeben. Und es gibt die vielen dementen Alten (etwa 14% der 70-jährigen leiden an Demenz; bei den 90-jährigen sind es ca. 40%), die in einer Welt leben, die nicht die unsere ist, und die es uns nicht leichtmachen, den Weg zu ihrem aufgelösten Gemüt zu finden.

Offensichtlich ist: Die Szene spaltet sich. Das Alter spaltet sich.

Die Altenhilfe auch. Es gibt seit einigen Jahren 1 und 5-Sterne-Seniorenheime: Seniorenparks für die, die selber noch etwas drauflegen können. Die, die nichts haben, hängen vielerorts an der Bauchsonde, am Ernährungsschlauch. Die Pflegekasse bezahlt nicht die Zeit, die ein dementer Mensch braucht, um sein Süppchen zu löffeln. Mithelfende Angehörige und Grüne Damen sind erwünscht und so nötig wie nie zuvor.

Brüsseler Regelungen bescherten uns die Nötigung zur technischen Normierung, zur ISO-fizierung. Zum Beispiel im Pflegebereich haben die ISO-Norm-Überprüfungen nichts mit dem eigentlichen Pflegebedarf eines Menschen zu tun, sondern eher mit der Arbeitsorganisation. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Pflege alles gemacht haben, was neuerdings zur normtechnischen, dokumentarischen, planerischen Seite ihres Berufs gehört, dann sind sie eigentlich schon über der Zeit, die sie für den Menschen zugebilligt bekommen haben. Das ist auch einer der Gründe dafür, daß der gesetzlich verbürgte Anspruch auf Rehabilitation fast nirgendwo eingelöst wird. Das ist eine andere große Bruchstelle: zwischen dem Recht der Alten und ihrer Wirklichkeit.

In den Pflegewissenschaften waren wir, gemessen an den allgemein-europäischen Standards, bis vor kurzem ein Entwicklungsland. Jetzt wissen wir von vielen Möglichkeiten, den pflegebedürftigen Menschen wiederaufzubauen, vermitteln neuerdings wichtige Pflegedimensionen: präventive, prophylaktische, aufklärend-beratende, biographieorientierte. Man weiß, wieviele positive Anknüpfungsmöglichkeiten es bei alten Menschen gibt, wozu sie noch fähig sind. Und man weiß auch: was rastet, rostet. Die sozialen Fähigkeiten, die geistigen, die kulturellen, die körperlichen. Also muß man vorhandene Möglichkeiten fördern. Das verlängert das Leben und macht Menschen zufriedener.

Wenn der Medizinische Dienst der Pflegekassen einen alten Menschen in eine Pflegeklasse einstuft, fragt er ihn nur nach Defiziten. Und bemißt danach die Pflegeminuten, für die die Kasse aufkommt. Was an sozialen und geistigen Fähigkeiten gefördert werden könnte und müßte, spielt keine Rolle.

Das ist eine besonders schmerzhafteste Bruchstelle: zwischen dem gedeckelten Menschen und dem, was eigentlich noch in ihm steckt. Zwischen der ganzheitlichen Pflege, die möglich wäre, und dem Zerbröseln der Pflege in viele kleine Einzelhandlungen, die unterschiedlich berechnet und abgerechnet werden müssen. Die Mathematisierung der Zuwendung. Der Zwang zum rechenhaften Kalkül tritt zwischen Helfer und Hilfebedürftige. Seit dem Pflegeversicherungsgesetz ist das so.

Altwerden ist Normalität, aber die Szene spaltet sich. Wird gespalten. Gesellschaftspolitisch.

Der Sinn christlicher Häuser

Wer in Häusern der Gesellschaft für diakonische Einrichtungen ist, müßte auf der besseren Seite sein. Hat nämlich einen diakonischen Heimträger, einen, der noch weiß, daß es bei Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt, daß jeder Mensch aller Liebe wert ist und daß man Zuwendung mit einem Stück eigenen Lebens bezahlen muß. Einen, der weiß, daß sich Menschen ihm anvertrauen, und daß dieses Vertrauen jeden Tag bewährt werden muß.

Wer hier ist, hat Menschen um sich, die ihr Handwerk verstehen, Handgriffe kundig verrichten, aber auch ihr Herz sprechen lassen, die versorgen und sich sorgen. Die den alten Menschen, der sich selber nicht mehr helfen kann, nicht demütigen, nicht in seiner Würde verletzen. Die auch vor dem Schweren nicht ausweichen, in der größten Not auch den letzten Weg mitgehen.

Der altersverwirrte Mensch aus diakonischer Sicht

Nach der Einführung der Pflegeversicherung hat sich die Arbeit in den Altenhilfeeinrichtungen stark verändert: ins „Heim“ kommen fast nur noch Menschen, die so pflegebedürftig sind, daß die Angehörigen und auch die ambulanten Pflegedienste die häusliche Pflege nicht mehr leisten können. Der Anteil demenzkranker Menschen in den Einrichtungen liegt derzeit bei 70-80%. An der bekanntesten Form der Demenz, der Alzheimer-Krankheit, leiden nach Angaben der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft über eine Million Menschen; jährlich kommen etwa 50.000 Neuerkrankungen hinzu.

Das statistische Risiko wächst mit der Lebenslänge: von den 70jährigen sind ca. 14% betroffen; aber unter den Hochbetagten, den 90jährigen, sind dann schon ca. 40% derartig verändert, daß andere nicht selten über sie sagen: nicht mehr wiederzuerkennen.

„Nicht mehr wiederzuerkennen!“

Was sich hinter dieser Feststellung verbirgt, erlaubt keine Beschönigung: Altersverwirrtheit, Demenz, wird von den Betroffenen selbst wie auch von den Pflegenden – seien es Verwandte oder bezahlte Pflegekräfte – als belastender Abbau erfahren, als etwas zunehmend Beschädigendes. Die Lebensqualität aller Beteiligten leidet; denn die Störung entwickelt sich meist umfassend, überlagert Denken und Fühlen, beeinträchtigt Agieren und Reagieren der Sinne und der Glieder, verändert Beziehungen zu Menschen und Sachen.

Demenz ist offenbar etwas Prozeßhaftes: „Die Entwicklung zur Demenz verläuft wie folgt: zunächst wird das Gedächtnis abgebaut, dann vermindert sich die motorische Geschicklichkeit, und zuletzt schwindet abstrahierendes und praktisches Denken“ (E.Gron). Dies sind freilich nur die groben Entwicklungslinien: im übrigen weichen die Entwicklungsstufen-Systeme verschiedener Altersforscher voneinander ab (bis hin zu zyklischen Systematiken, für die die „Logik“ der Demenz darin besteht, daß sie den Menschen dahin führt, von wo aus sein Leben ausgegangen ist: zum Ausmünden „in triebhafte Unmittelbarkeit, reduziert auf Ich-nahe Leistungen wie Essen, Trinken und Besitzen“ [ders.] – wie beim Säugling).

Sicher scheint, daß der demente Mensch das Lernen verlernt – und damit auf Dauer die Herrschaft über seine Gefühle und seine Bewegungen (in Wissenschaftssprache: er erfährt defizitäre kognitive, affektive und psychomotorische Veränderungen [Oesterreich]). Der Schweregrad kann auf jedem dieser Demenzplateaus unterschiedlich sein, wie auch die Übergänge zwischen Krankheits- und Behinderungsstatus fließend sind; letzte Klarheit konnte die medizinische und gerontopsychiatrische Ursachenforschung noch nicht schaffen, aber die meisten Studien lassen den Schluß zu, daß akute Verwirrtheit überwiegend organisch (z.B. durch Hirnstoffwechselstörungen, hormonale Störungen, Seh- oder Hörstörungen usw.), chronische hingegen überwiegend psychosozial bedingt sind; das würde heißen: die

Umweltreaktionen – aber auch die des betroffenen Menschen selbst – auf noch leichtere akute Demenz verschlimmern häufig die Demenz, „chronifizieren“ sie – und fördern diskriminierende Etikettierungen!

Die unverwechselbare Person: theologische Aspekte

Biblische Überlieferung besagt: Gott erklärt sich nicht nur als für das Alter zuständig, sondern verbürgt auch Lebenszusammenhänge zwischen Anfang und Ende; vgl. z.B. Jesaja 46,3f.: „...von Geburt an aufgeladen und vom Mutterschoß an mitgenommen. Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet“. Jegliche Zuwendung zu alten Menschen ist in diakonischer Sicht auch der Versuch, das Versprechen Gottes am alten Menschen einlösen zu helfen und die Gegenwart der Alten als gute, sinnhafte Zeit Gottes zu qualifizieren.

Vom Bild, das Deuteronesaja von dem Gott zeichnet, der sich nicht mehr dienen läßt, sondern seinerseits trägt und errettet „bis ins Alter“, führen direkte Linien zur Botschaft von der dienenden Liebe Gottes im Neuen Testament. Der Dienst Jesu Christi kennt im Grunde nur diese eine Begründung: die Liebe Gottes zu den Menschen. Aus diesem Wissen heraus hielten es die ersten Christen im Umgang mit den Alten, gerade auch den „schwierigen“ Alten, so: Man brachte ihnen die Liebe und die Achtung entgegen, die man seinen nächsten Verwandten, Vater und Mutter nämlich, schuldet; vgl. z.B. 1Timotheus 5,1ff.: „Einen Alten schelte nicht, sondern ermahne ihn als einen Vater, ... die alten Frauen als Mütter...“

Weitere Aspekte einer biblischen „Theologie des Alters“:

> Die Situation alter Menschen ist in diakonischem Verständnis ein wichtiger Gradmesser für Humanität, Wert, Legitimität eines Staatswesens; Rücksichtslosigkeit gegenüber den Alten provoziert Gottes Zorn und Gericht – oder ist bereits Ausdruck einer gottvergessenen Gesellschaft (vgl. z.B. 5Mose 28,49f.; Jesaja 3,4f.; 47,6).

> Umgekehrt ist das nichtinterfragte Da-Sein der Alten unter den Jungen, das selbstverständliche Beieinander der Jungen und der Alten, eines der schönsten Motive biblischer Ausblicke auf die Heilszeit; vgl. z.B. Sacharja 8,4f.: Der Friede für alle Welt und der Generationenfriede kommen zusammen, hängen zusammen.

> Das alttestamentliche „Modell“ des Pfingstgeschehens, die Verheißung des Gottesgeistes über den Menschen, bezieht ausdrücklich die Alten mit ein: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben...“ (Joel 3,1). In der Tradition waren es nur „besondere“ Menschen, die von Gott erwählt und von seinem Geist ergriffen wurden, die Eingebungen und göttliche „Träume“ haben konnten. Joel spricht von kommenden Umwertungen, kündigt eine Zeit an, in der auch einfach die Alten Träume von Gott haben, eine Wirklichkeit schauen, die anderen nicht zugänglich ist. Das schließt vielleicht auch Umwertungen der Demenzphänomene, die wir oft nicht verstehen, ein: vielleicht fehlen uns überhaupt die Kriterien, um das, was wir „altersverwirrt“ nennen, sachgerecht zu beurteilen.

> Im übrigen ist alles ungeschmälert auf die Alten, auch die dementen, zu beziehen, was grundsätzlich über das Geschöpf Mensch gesagt wird. Unter anderem sicher dies: Gott sieht den Menschen als Person, *m a c h t* ihn zur einmaligen Person – schon vor seiner Geburt, noch am Ende seines Lebens und sogar darüberhinaus. Gott verbürgt, *j a i s t* die Lebenskontinuität, Lebenskonstanz – und die drückt sich in Beziehungsformen und –formeln aus: ich bin dir nah, ich kenne dich, ich höre und erhöre dich. Und das Geschöpf Mensch lernt ein Leben lang nicht aus in der Kuinst, seine Gottebenbildlichkeit (1Mose 1,26f.) – wenn auch immer in Bruchstücken – zu realisieren, indem es ebenso an den Mitgeschöpfen handelt. Wo diese Beziehungsformen und –formeln außer Kraft sind, ist Humanität zutiefst gefährdet.

Diakonische Intentionen

Demente Menschen erleiden die Gefährdungen des Menschlichen in besonderer Weise, den Abbruch eingeübter Beziehungsformen, das Verstummen lebenswerterhaltender Beziehungsformeln. Erich Grond bringt es auf den Nenner: „Demente werden durch zunehmende Hilflosigkeit und körperlichen Verfall immer abhängiger, verlieren immer mehr **Identität, Intimität, Würde und Beziehung**“.

Die besondere diakonische Intention in der Zuwendung zum dementen Menschen könnte in einem vierfachen Widerstand bestehen gegen die Stereotypen der Umwelt, die Abwehr des Dementen und die eigenen Vorbehalte:

☞☞ Gegen das Nicht-mehr-kennen-Wollen

Generell unterliegen Menschen im Alter dem erhöhten Risiko, Brüche in der Lebenskontinuität zu erleiden: Sie verlieren soziale Rollen, z.B. mit dem Ausscheiden aus dem Beruf; verlieren damit häufig einen Bekanntenkreis; sie büßen an familiären Rollen ein, z.B. nach dem Tod des Ehepartners; Multimorbidität im Alter beeinträchtigt die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben; Verwitung verschlechtert häufig schlagartig die wirtschaftliche Situation: etwa Umzug zu den Kindern oder Wegzug von den Kindern bedeutet Trennung von gewohnten Lebenswelten.

Derartige Brüche in der Lebenskontinuität sind schon für nichtverwirrte alte Menschen schwer zu verkraften; die Situation Altersverwirrter wird durch Umbruch- und Abbrucherfahrungen oft fatal verschärft: Sie deuten häufig ihre Widerfahrnisse als Rückzug der vertrauten Menschen, flüchten ihrerseits in das Gefühl der Verlassenheit und Vergessenheit – und fördern damit tatsächlich die Absatz- und Rückzugsneigungen der Umwelt.

Das Nicht-mehr-kennen-Wollen ist meist Ergebnis eines „Teufelskreises“ aus Reaktionen auf Reaktionen: Menschen reagieren zunehmend anders auf zunehmend anders reagierende Menschen. Dabei ist nicht nur die Identität des altersverwirrten Menschen bedroht, sondern auch die seiner familiären oder professionellen Helfer, die in Gefahr geraten, ihre Sprache und ihre Verrichtungen im Umgang mit Dementen immer öfter zu standardisieren, zu ent-personalisieren.

Nun bedarf gerade der identitätsgefährdete Mensch der Begegnung mit „ganzen“ Menschen, die um Identität von Haltungen und Handlungen bemüht sind, Loyalität zum diakonischen Menschenverständnis und eine tiefe Solidarität mit den alten Menschen praktizieren. Besonders Altersverwirrte brauchen Menschen, die sich selbst zu erkennen geben! Am standardisierten Gegenüber ginge die Person (manche Fachleute sprechen von der „Restperson“) gänzlich verloren. All die Standardisierungen im Gefolge der Pflegeversicherung richten Unsägliches an.

Was Verwandte oder pflegendes Personal dem dementen Menschen zugute und dem diakonischen Auftrag entsprechend tun müßten, wäre zuallererst das Mühen um die eigene Identität: weil Identität und Sozialität, also Gemeinschaftsfähigkeit, komplementär zusammengehören – und weil beide wiederum die anthropologische Voraussetzung für Sinn-Erfahrungen ausmachen.

Der vom Sinn-Verlust bedrohte altersverwirrte Mensch kann „Sinn“ fast nur noch über Gemeinschaftserlebnisse vermittelt bekommen, im Zeit-Haben füreinander und miteinander: Zeit, in der man sich als sich selbst erfahren kann. Darin ist das nicht-routinisierte Wort ein zentrales Medium, das Vertrauen und Sinn erschließen kann.

Daß religiöses Erleben – z.B. Teilhabe am Gottesdienst, das Hören biblischer Worte, gemeinsames Singen und Beten – die Gewißheit von Lebenskontinuität und –sinn erhöhen kann, insofern identitätsstiftend und lebenswerterhaltend wirkt, ist in der Religionspsychologie unumstritten.

Das bisher Gesagte betrifft vor allem Grundeinstellungen, Haltungen, Grundwerte, die den Kampf gegen das Nicht-mehr-kennen-Wollen, das Ringen um die Identität des dementen (und des pflegenden!) Menschen begründen und begleiten. Selbstverständlich gehören in den Rahmen solchen Bemühens alle möglichen Hilfeleistungen einer modernen Pflege wie auch Revitalisierungsprogramme, Remotivation, Resensibilisierung, Selbstbildtherapie u.a.m..

⚡⚡ Gegen die Verletzung der Intimität

Nach biblischem Verständnis ist – seit dem verlorenen Paradies – die Scham ein wichtiger Schutzmechanismus, der sozusagen eine Sicherheitszone um den Menschen schafft; der gewaltsame Einbruch in diese Zone kann tief verletzen.

Altersverwirrte Menschen müssen die Erfahrung der immer selbstverständlicheren Scham-Verletzung erleiden. Es kommt durch die Pflegenden zu sicher ungewollten alltäglichen Demütigungen, und oft sind die Eingriffe in die Intimsphäre des dementen Menschen mit Äußerungen verbunden, die als Vorwurf verstanden werden müssen.

Viele alte Menschen werden vielleicht aus Scham „sonderbar“, wollen z.B. ihre Inkontinenz verbergen, die Scham, daß sie „gewandelt“, „gefüttert“ werden müssen.

Schon im frühen Krankheitsstadium kann die falsche Umweltreaktion auf das Schamgefühl des alten Menschen schlimme Folgen zeitigen: wenn z.B. ein alter Mensch etwas verlegt und nicht wiederfindet, den Geldbeutel etwa; ohne verständnisvolles Reagieren und Helfen kann die Scham-Abwehr des alten Menschen bis in paranoide Umdeutungen führen (z.B. ausmündend in Diebstahlsbezeichnungen u.ä.).

Diakonischer Umgang mit dieser Problematik schließt das Bemühen um Takt, ja Höflichkeit, ein, den – notfalls einzuübenden – Verzicht auf Vorwürfe. Und wenn schon Eingriffe in den Intimbereich des alten Menschen nicht zu vermeiden sind, sollte bedacht werden: Scham ist besser zu ertragen, wenn man sich nicht bemitleidet fühlt. Weder Vorwürfe noch Mitleid sind förderlich.

Daraus die Konsequenz zu ziehen, man müsse den altersverwirrten Menschen halt einfach mehr sich selbst überlassen, ist zwar entlastend, aber ebenfalls nicht förderlich: alleingelassen mit ihrer verletzten Intimwelt, flüchten sich demente Menschen auf Dauer in Phantasien.

⚡⚡ Gegen das Nicht-mehr-ernstnehmen-Können

Wenn alte Menschen, auch nichtdemente, jegliche Herrschaft über sich selbst genommen bekommen, die Würde der Selbstverantwortung, wenn ihnen ständig Ohnmachtserfahrungen zugemutet werden, stellt sich nicht selten der sog. soziale Tod ein – keineswegs nur im übertragenen Sinne. „Lebenserhaltung wird unwichtig, wenn Lebensentfaltung behindert ist“, ist eine alte gerontologische Einsicht. In aller Schärfe ist zu

sagen: Wo das Bedürfnis alter Menschen, ihr Leben mitzugestalten, dauernd ignoriert wird, beteiligen sich Familien oder Pflegeheime nicht nur an einem gesellschaftlichen Abschreibungsprozeß, sondern regelrecht an einem „Abschaffungsprozeß“. Die Lebenskraft alter Menschen wird häufig in dem Maße unterhöhlt, in dem sie ihrer Würde entledigt werden: von Witzeleien über ihre Vergeßlichkeit bis hin zur verbalen Verrückterklärung.

In welchem Maße aber vor allem auch Organisationsstrukturen von Altenheimen und das großteils von Organisationsbedingungen abhängige Verhalten des Personals „Demoralisierung und Depression“ von Bewohnern auf- oder abbauen kann, belegen internationale Vergleichsstudien (H.Häfner u.a.). Organisationsstrukturen von Altenhilfemaßnahmen – stationären, aber ebenso auch häufig häuslichen – ist nicht selten die Tendenz eigen, Anpassung nur einseitig vom alten Menschen zu fordern. Diakonische Hilfen müssen durch das Bemühen gekennzeichnet sein, Widerstand und Widerspruch durch altersverwirrte Menschen nicht nur zuzulassen, sondern auch gegebenenfalls einzufordern. Die „diakonische Kunst“ besteht darin, bei allem Bemühen um vereinfachte Anforderungen an den alten Menschen andererseits weder alte persönliche Gewohnheiten abzuschneiden noch die Ausbildung neuer zu behindern.

Und: solange es irgend geht und medizinisch-pflegerisch zu verantworten ist, ist auch der altersverwirrte Mensch an der notwendigen Kontrolle über sich selbst zu beteiligen. Die alte diakonische Idee von der „Hilfe zur Selbsthilfe“ macht noch im Blick auf den Umgang mit altersverwirrten Menschen Sinn. Diesem Ziel förderlich sind z.B. die Überlegungen in Richtung „tagesstrukturierter Betreuung“, wie sie zur Zeit in der Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau angestellt werden. Diese Konzeption will alten Menschen ermöglichen, ihr Leben im eigenen Rhythmus zu leben, will sie dabei unterstützen und begleiten: in kleinen Wohneinheiten mit offenen, allen zugänglichen Lebensbereichen.

⚡⚡ Gegen das Nicht-nahe-sein-Können

Offenbar gehört das Gefühl, gebraucht zu werden, zum Leben und zur Lebensqualität, und zwar lebenslänglich. Altersverwirrten Menschen wird dieses Gefühl häufig entzogen – in der Regel aus Angst: die Konfrontation, z.B. mit den Sinn-Krisen-Phänomenen bei alten Menschen (und mit den damit einhergehenden Fragen wie: „Womit habe ich das verdient?“, „Wozu bin ich noch nütze?“ usw.) zieht uns, die Umwelt, in eine Auseinandersetzung hinein mit dem, was uns zutiefst selbst bedroht.

Tatsache ist, daß familiäre oder professionelle Pflegerinnen und Pfleger in Gefahr kommen, im Krankheitsverlauf zunehmend Nähe durch Geschäftigkeit zu ersetzen – oft nicht einmal als bewußte Abwehr. Die Hemmung vor dem ständigen, unausweichlichen Gestoßenwerden auf das eigene Alt- und Anderswerden führt dazu, daß man den dementen Menschen immer weniger wirklich an sich herankommen läßt. Manche Altersverwirrtheiten und -veränderungen sind besonders Verwandten nachgerade peinlich: zeigen sich doch im Demenzprozeß vertraut-verwandte Wesenszüge übersteigert, verzerrt, „enthemmt“ – was das Selbstbild erheblich zu tangieren vermag.

In diakonischer Intention Nähe herstellen, hieße etwa, sich bewußt in einen Lebenszusammenhang mit dem altersverwirrten Menschen zu stellen, auf seine Rechtfertigungsbedürfnisse einzugehen (weil ich selbst rechtfertigungsbedürftig bin), ihm auf seine Sinnfragen zu antworten zu versuchen (weil sein Lebens-Sinn und mein Lebens-Sinn gemeinsam gefunden werden können, weil unser Umgang miteinander einen gemeinsamen Sinn-Horizont schaffen oder aufweisen könnte). Indem der Beziehungstod überwunden wird, geschieht im Lichte des Evangeliums viel: Da siegt schon das Leben über den Tod.

Daß dieses Modell des Nahe-sein-Könnens durch die Nötigung zur Minutenpflege im Gefolge des Pflegegesetzes objektiv sehr erschwert wird, ist eine Tatsache, die dringend der öffentlichen Behandlung bedarf.

Lebens-Zeichen

Gegen die vier ärgsten Bedrohungen des altersverwirrten Menschen – den Verlust von Identität, Intimität, Würde und Beziehung – erweist sich der diakonische Entwurf als hilfreich: er betont die menschliche Würde, Einmaligkeit, Unverletzlichkeit und schafft Beziehung. In diakonischer Zuwendung zum altersverwirrten Menschen ist in Haltungen und Handlungen zu übersetzen, was Gott zu seiner Kreatur sagt: Ich bin euch nah, ich kenne euch, ich höre und erhöre euch.

Wenn in diesem Geist Zuwendung zum altersverwirrten Menschen unternommen wird, liegt über diesem Versuch nicht nur die Verheißung Gottes - was tröstlich ist in allen denkbaren Rückschlägen, in allen Belastungs- und Überforderungssituationen -, sondern auch der Optimismus der Humanwissenschaften, vor allem der Sozialmedizin und der Gerontopsychiatrie: Beide, der Glaube wie die moderne Wissenschaft, sind davon überzeugt, daß die Situation dementer Menschen nicht verzweifelt sein muß, sondern tatsächlich verbessert werden kann.

Über Amt und Ehre – eine kleine Geschichte des Ehrenamts

Manche halten das Wort "Ehrenamt" für überholt und bevorzugen neue Wortungetüme wie "Freiwilliges bürgerschaftliches Engagement" oder ähnliches. Wir bleiben beim "Ehrenamt". Aus guten Gründen.

In altehrwürdigen Urkunden fällt die Schreibweise des uns wohlvertrauten Wortes "Amt" auf; vor noch nicht allzu langer Zeit schrieb man noch mit einem "b" nach dem "m": Ambt. Dieses zwischenzeitlich verschwundene "b" weist uns den Weg zum Verständnis. Der Weg führt vom altdeutschen "ambet" über das gotische "andbahts" bis zum lateinischen ambactus zurück. Caesar schrieb, der gallische Häuptling Vercingetorix sei von ambacti umringt gewesen. Ambacti sind die ersten eigentlichen Amtsleute, Beamte, Menschen mit einem Amt, Be-Amtete, die sich demnach unentwegt um ihren Chef herumbewegen, die - ambulant halt - dauernd am Rotieren sind. "Amt" verweist *eigentlich* nicht aufs Sitzfleisch, sondern auf Dynamik.

Zur Ehre. Gemäß der europäischen Aufklärung geht die Ehre des Menschen hervor aus seinem moralischen Wert als Vernunftwesen; zugleich verpflichtet das den ehrenhaften Menschen, seinem Wesen gemäß zu handeln. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen: man ist es vor allem auch sich selbst schuldig, um nicht sozusagen unterhalb seines kulturellen Niveaus zu bleiben, seines Selbstanspruchs, seiner Selbstachtung. Helfen als Ehrensache!

Dieses aufgeklärte Verständnis hat etwas, das bis heute nicht recht eingelöst ist, aber eingelöst werden sollte. Wenn ich sehe, daß die Würde und die Ehre anderer beschädigt werden, dann beschädigt mich das eigentlich mit, beschädigt auch meine Ehre und Würde, wenn ich nicht helfe. Die Glatzköpfe, die in einer S-Bahn auf einem Afrikaner herumtrampeln, trampeln sehr grundsätzlich auf der Menschenwürde herum, auch auf meiner und deiner. Und wenn mir das nichts mehr ausmachte, dann wären meine Ehre und meine Menschenwürde schon mitdemoliert. Ehre und der Parallelbegriff Würde sind unteilbar. Es geht immer um deine u n d meine.

Als die bürgerliche Gesellschaft die Zeitbühne betritt, versuchte man, dieses Verständnis zu realisieren. Vorher war das Ehrenamt die Übertragung hoheitlicher Befugnisse auf besonders hervorgehobene Persönlichkeiten, die dafür kein Entgelt nahmen, weil sie es zum einen nicht nötig hatten und es zum andern ihre Ehre beschädigt hätte, für eine hoheitliche Aufgabe Geld zu nehmen. Die Ehre bestand darin, sozusagen anstelle des Souveräns handeln zu dürfen.

In der Neuzeit wird ehrenamtliche Betätigung zum Ausdruck und zur Trägerin der Emanzipation des Bürgertums. Eine wichtige Erinnerung: das Ehrenamt hat etwas zu tun mit Bürger-Emanzipation, mit bürgerlicher Mündigkeit. Man nimmt sein Recht auf gesellschaftliche Betätigung in Anspruch: seit 1848 vor allem in Vereinen und Verbänden. Die alten Eliten, die die Ehre noch an Abstammung und Stand gebunden hatten, akzeptierten den Wandel und honorierten die besonders Engagierten auf die gewohnte Weise: im Kaiserreich wurde der Adlerorden verliehen für langjähriges soziales Ehrenamt, und die Auszeichnung wurde gern getragen – obwohl sie sehr an die alte Ehre erinnerte.

Unter Bismarck setzte Sozialpolitik ein, und die veränderte innerhalb weniger Jahrzehnte das Ehrenamts-Ambiente. Das epochal Neue am Sozialstaat war, daß nun der Hilfebedürftige einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte; er war nun gerade nicht mehr von freiwilliger und beliebiger Hilfe abhängig. Umgekehrt veränderte der Sozialstaat die allgemeine soziale Logik: ich muß nicht mehr meines Bruders Hüter sein, sondern, indem ich meine Abgaben an den Staat entrichte, setze ich ihn dadurch instand, den Armen zu helfen. Ich muß das nicht mehr selber tun, ich bezahle dafür (und bekanntlich nicht wenig), und der Staat hat sich zur Hilfe verpflichtet. Dafür müssen nun Strukturen vorgehalten werden, helfende Organisationen, in Deutschland: öffentliche und private Wohlfahrtspflege im Zusammenspiel. Und die alten Hilfeorganisationen, so auch die evangelische Innere Mission, die es seit 1848 gab, veränderten sich im Kern. Die freie Wohlfahrtspflege, auch die kirchliche, erhielt fortan öffentliche Mittel und verwandelte diese in gute Taten, z.B. in Diakonie. Zuvor hatten die Einrichtungen der Inneren Mission selber betteln und sammeln und daher Menschen diakonisch inspirieren müssen oder mit einem Stiftungsvermögen wirtschaften müssen. Jetzt mußten sie treuhänderisch mit anvertrauten öffentlichen Geldern umgehen, Rechenschaft ablegen gegenüber den öffentlichen Geldgebern, die fortan auch Mitsprache und Kontrolle beanspruchten.

Der Sozialstaat deutscher Prägung hat unendlich viel Gutes gebracht, ein singuläres Ausmaß an sozialer Sicherheit, aber er hat es schwerer gemacht, profiliert zu helfen; ihm war und ist die Tendenz eigen zu standardisieren, zu bürokratisieren, Hilfe zu professionalisieren. Man hat uns gewissermaßen das gegenseitige solidarische Helfen sozialbürokratisch gründlich abgewöhnt. Und seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts nimmt sich der Sozialstaat, der über 100 Jahre lang alles Soziale an sich gezogen hatte, scheinbar zurück und signalisiert: wenn die Standards in unseren Hilfeeinrichtungen, überhaupt: in unseren sozialen Sicherungssystemen, gehalten werden sollen, müssen die Bürger selbst ran.

Mit öffentlichen Mitteln zu bezahlen ist das alles nicht mehr. Ehrenamtliche sind wieder gefragt. Vor allem sind sie nötig.

Dazwischen, nach den beiden Weltkriegen, hatte das gegenseitige Helfen große Auftriebe gehabt. Auch die vielleicht größte Laienorganisation, die es in der evangelischen Kirche je gab, das Evangelische Hilfswerk, entstand 1945 in den Trümmern Deutschlands. Es hatte schon in der ersten Zeit seiner Existenz über 90.000 Ehrenamtliche, die überaus tüchtig waren und – sogar international anerkannt und unterstützt – erfolgreiche soziale Arbeit leisteten. Sie verteilten nicht nur die Hilfsgüter der ausländischen Kirchen, sondern bauten Flüchtlingsiedlungen, unterhielten Lehrlingswerkstätten, bauten kleine Wirtschaftsbetriebe auf, um entwurzelten Menschen wieder Lebensgrundlagen und Selbstachtung zu geben, wirkten auch auf so manche Entscheidung der Alliierten sozial- und menschendienlich ein.

Dieses Evangelische Hilfswerk ist sozusagen die Mutter der heutigen Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau. Die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen hatte eine kräftige Ehrenamtlichen-Wurzel.

Ehrenamtliche sind Brückenbauer

Das Interesse an Menschen, die ein Ehrenamt übernehmen, an ihren Beweggründen, an Möglichkeiten, sie für eine Aufgabe zu gewinnen, ist derzeit sehr groß. Zur Zeit weiß man darüber etwa dies:

> Ehrenamtliche zeigen gemeinhin kein sonderlich ausgeprägtes Bedürfnis, sich den "Profis" einfach unterzuordnen; vielmehr fordern sie Mitsprachemöglichkeiten. Sie wollen ihr Engagement außerdem zeitlich begrenzt wissen, und sie freuen sich, wenn ihr Engagement Anerkennung und Dank findet.

> Motivforschung unter Ehrenamtlichen in Kirche und Diakonie hat eine fast verwirrende Fülle von Gründen für ihr Engagement ergeben: Überzeugung kommt ebenso oft vor wie schlichte Überredung; es finden sich komplexe religiöse Antriebe, aber auch spezielle Interessen an einer besonderen Zielsetzung einer sozialen Arbeit. Mit das Entscheidendste scheinen die persönlichen Beziehungen zu sein: etwa Freundschaften mit haupt- oder ehrenamtlichen Mitarbeitern. Stark ist offenbar auch das Motiv der Dankbarkeit aufgrund von Hilfen, die man selbst einmal früher erfahren hat.

Daß auch bei vergleichsweise uneigennütigen Motiven ehrenamtliche Mitarbeit im sozialen Feld für den Ehrenamtlichen selbst oft einiges bringt, persönliche Befriedigung bis hin zu Sozialprestige, steht ebenfalls außer Frage.

> Die Vielfalt der Motive spiegelt sich in der Erfahrung wider, daß es eigentlich keine festen Regeln für die Gewinnung ehrenamtlicher Mitarbeiter im kirchlichen und diakonischen Raum gibt. Ehrenamtliche bieten von sich aus ihre Hilfe an oder werden – im weitesten Sinn – angeworben; dieses Werben kann ganz systematisch geschehen, indem z.B. spezielle Gruppen speziell angesprochen werden: Jugendclubs, Konfirmandengruppen, Frauenkreise etc., wo z.T. ein gewisses Vorinteresse an einer bestimmten Aufgabe angenommen werden kann oder besser geweckt werden kann; oder aber es werden z.B. spezielle Berufsgruppen angesprochen, deren berufliche Erfahrungen geeignet wären, in einem bestimmten Tätigkeitsfeld besonders zur Wirkung zu kommen.

> Daß das Ausmaß, in dem eine soziale Arbeit als sinnhaft, sinnvoll, erlebt oder vermutet wird, eine ganz entscheidende Rolle spielt bei Motivation und Sich-finden-Lassen, steht außer Frage. Privater Lebenssinn, der Versuch, durch ehrenamtliche Arbeit dem eigenen Leben zusätzlichen oder vertiefenden Sinn zu geben, und die notwendige Sinnhaftigkeit einer sozialen Arbeit verbinden sich miteinander und verstärken sich gegenseitig: privater Lebenssinn und sozialer Arbeitssinn.

Hier liegt das oft verborgene Kompliment, das Ehrenamtliche den Hauptamtlichen machen, wenn sie ihre ehrenamtliche Mitarbeit anbieten. Sie würden sie nicht anbieten, wenn sie nicht das, was die Hauptamtlichen in einem bestimmten Zweig tun, als besonders sinnvoll betrachten würden, als eminent wichtig.

> Der Sinneaspekt ist zentral: Ehrenamtliche sind weit überwiegend Menschen, die sich mit gesellschaftlich vermittelter Orientierungslosigkeit und negativen Lebenserfahrungen nicht einfach abfinden. Sie könnten sich ebenso gut eine x-beliebige andere Freizeitbeschäftigung suchen; doch indem sie eine helfende Tätigkeit wählen, machen sie einen durchaus alternativen Gebrauch von der Freiheit, die pluralistische Gesellschaften anbieten, und signalisieren: Wir suchen in aller Freiheit eine menschliche Gemeinschaft, die hilft und trägt. Sie sind bereit, dafür hinzuzulernen – von den Fachleuten und von denen, die zu betreuen sind: Lernen, das nicht vom Leben und vom Lebenssinn abgeschnitten ist.

> An dieser Stelle wird deutlich, warum die Bereitschaft zu ehrenamtlicher Mitarbeit im großen Ausmaß für eine Gesellschaft ungemein wichtig ist. Zu ehrenamtlicher Mitarbeit bereite Menschen haben oft nicht nur einen unmittelbaren Zugang zu dem, was Helfen im sozialen Zusammenhang eigentlich ist, sondern auch zu dem, was Arbeiten eigentlich sein sollte. Die wissenschaftlichen Analytiker der Arbeitswelt sehen, daß die z.T. mit hohem ideologischen Anspruch verbrämten industriellen Arbeitsformen meist als kaum Lebenssinn stiftend erfahren werden, daß Sinnfindungsversuche deswegen immer stärker entöfentlicht, in private Bereiche verlagert werden (wie ja auch die religiöse Sinnfindung: die Religionssoziologen sprechen vom Symptom der privatisierten Religion). Ehrenamtliche Arbeit ist, so gesehen, eine Gegenbewegung hin zur Re-Sozialisierung, zur Ent-Privatisierung von Arbeit und Lebenssinn. Ehrenamtliche Arbeit ist

Wiederannäherung an das eigentlich soziale Potential von Arbeit und Helfen, Annäherung an eine Qualität, die der Arbeit in der industriellen Welt verloren ging.

> Gäbe es keine Bereitschaft zu ehrenamtlicher Mitarbeit, wäre dies ein außerordentlich ernster Hinweis auf die totale öffentliche Wirkungslosigkeit der Arbeit in helfenden Einrichtungen, für die soziale Isolation sozialer Arbeit und der Kirche selbst. Ehrenamtliche sind einfach auch ein Stück Umwelt, stellen Umwelt dar. Sie repräsentieren Öffentlichkeit und stellen Öffentlichkeit her. Wo Öffentlichkeit als störend empfunden wird, stimmt etwas mit dem eigenen Arbeitsverständnis nicht: Soziale und kirchliche Arbeit, die nicht öffentlich darstellbar und damit öffentlich nicht relevant wäre, folgte nur noch der Logik industrieller Arbeitsnormen, enthielte nur noch ein privatistisches Sinnpotential, lebte aus Selbstgenügsamkeit oder gewönne Sinn lediglich vielleicht noch in der Berufspolitik der Profis. Ehrenamtliche leisten nicht nur in der Umwelt einer stationären Einrichtung, in der Gemeinde, in der Gesellschaft überhaupt, einen Beitrag, Vorurteile und Fremdheit zwischen Hilfebedürftigen und Allgemeinheit, zwischen helfenden Einrichtungen und Umwelt zu überwinden, sondern sie sind an sich Bestandteil der Sinnstruktur einer sozialen Arbeit, die dem Anspruch gerecht werden will, Diakonie zu sein.

In der Tat: Ehrenamtliche in Diakonie und Kirche bauen Brücken. Zwischen innen und außen. Zwischen oben und unten. Zwischen Sinn und Funktion. Zwischen Hilfebedürftigen und ihren beruflichen Helfern. Überhaupt.

Von der geistlichen Dimension des Ehrenamts

In der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie ist ein Ehrenamt eigentlich ein Aspekt des allgemeinen Priestertums. Es handelt sich um einen Dienst, den sich evangelische Christen eigentlich und grundsätzlich schulden. Und zwar in allen Glaubensdingen, denn in diesen kann sich seit der Reformation niemand mehr durch Priester, Bischöfe, Konzilien und Päpste vertreten lassen.

Die herkömmlichen Priester sind Herren und Diener der Menschen, Herren und Diener des Glaubens. Im seelsorgerlichen Gespräch, im Zuhören und Antworten, sind sie den Menschen am nächsten. Ansonsten sind sie entrückt. Ganz früher auf den heiligen Bergen, später am Hochaltar, der Erde enthoben, dem Himmel näher, mit einem eigentlich unmöglichen Amt, nämlich Gott und die Menschen zu versöhnen. Sie haben den Menschen zu trösten, der nicht wirklich weiß, wohin er eigentlich gehört, in den Himmel oder unter die Erde. Sie haben das Wort noch an den Rändern des Lebens, um das schreckliche Schweigen des Todes zu übertönen, das nicht alles überdecken soll.

Menschen verehren Priester – und sie interessieren sich auffällig intensiv für seinen Fall. Der gefallene, gescheiterte Priester beflügelt die Phantasie und bevölkert Romane und Filme. Menschen unterwerfen sich dem Priester und gebrauchen den Priester – und vergewissern sich in seinem Scheitern seiner Menschlichkeit, seiner Nähe zu uns. Der gefallene Priester ist eigentlich schon nahe am reformatorischen Verständnis des Priestertums. Man kann auch durch die Sünde zu Gott kommen. Er ist *auch* ein Prototyp des gerechtfertigten Sünders. Die Sehnsucht nach dem priesterlichen Menschen ist ungebrochen. Auch nach aller Ambivalenz, die ihn umgibt.

Wie gesagt: seit der Reformation müßte ich – in aller Schwäche und Anfälligkeit – meinem Mitmenschen und mein Mitchrist müßte mir zum Priester werden können. Wir müßten uns aufrichten und trösten, einander beichten und ermahnen, lehren und segnen. Und zuhören und am Ende “uns die Hände unter den Kopf legen, wenn wir sterben müssen” (Matthias Claudius).

Die evangelischen Kirchen haben dieses wichtige Lehrstück der Reformation nicht allzu sehr eingeübt unter ihren Mitgliedern. Manchmal beschämen Ehrenamtliche auch ihre Kirche.

Ehrenamtliche in diakonischen Einrichtungen ergreifen im Hier und Jetzt entweder entschlossen und bestärkt, manchmal vielleicht auch eher zögerlich und verzagt, die Chance, von der die alte Bibel handelt: verlässliche Erfahrungen von der Gegenseitigkeit der Liebe machen zu können. Erfahren zu können, daß, wer gibt, nicht verliert, sondern gewinnt. Und am eigenen Leibe erleben zu können: “Keiner ist nur Belastung für die anderen und keiner nur Lastenträger” (Ulrich Bach). Alles Erfahrungen, die eigentlich Gemeinde begründen.

DIAKONIEGESCHICHTLICHER ANHANG

Liebesmüh'

Die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau und ihre Vorgeschichte

Als Pfarrer Heinz-Günther Gasche am 28. April 1977 die 59. und letzte Sitzung des Hilfswerkausschusses beendete, ging im Bereich der hessen-nassauischen Landeskirche eine Begriffsgeschichte zuende: das Wort "Hilfswerk" verschwand fortan nachdrücklich aus den kirchlich-umgangssprachlichen Repertoires. Und damit die Erinnerung an eine Diakonie-Konzeption, die 1945 angesichts himmelschreiender Nöte die grenzüberschreitende und kreative Einmischung in die gesellschaftspolitische Tagesordnung zum Programm erhoben hatte, dabei die Kirche in die diakonische Pflicht nehmen wollte, jede einzelne Gemeinde, jedes Gemeindeglied. Weder eine Kirche, noch eine Gemeinde, noch ein Gemeindeglied sollten fortan ihr diakonisches Gewissen z.B. an Vereine der Inneren Mission delegieren können – wie es hundert Jahre lang gewesen war. Klare kirchliche Rückbindung und ausgeprägte ökumenische Orientierung sollten der unternehmerischen Tüchtigkeit und logistischen Attitüde der Hilfswerkleute Unmißverständlichkeit verleihen.

1945 war das Evangelische Hilfswerk während der Treysaer Kirchenversammlung auf Initiative Eugen Gerstenmaiers gegründet worden. Es bekam keine eigenständige Rechtsform, sondern war, da es diakonisches Handeln in Identität mit der verfaßten Kirche realisieren wollte, de facto ein kirchliches Sondervermögen. Das Hilfswerk gab sich die Arbeitsschwerpunkte Kirchlicher Wiederaufbau; Nothilfe an Flüchtlingen, Vertriebenen, heimatlosen Ausländern und Kriegsgefangenen; Wohnungs- und Siedlungsbau, Eingliederungshilfen; Jugendaufbauwerk, Lehrlingswerkstätten; Auswandererberatung. Manche Hauptbüros des Hilfswerks in den Landeskirchen bildeten spezielle, regional begründete Arbeitsschwerpunkte aus, so auch in Hessen und Nassau (s.u.).

Die Vorgeschichte der Treysaer Gründung ist nicht unumstritten: in der Forschung wird teils ausländischem Einfluß, teils innerdeutschen, „subversiven“ Ansätzen gegen Ende des Dritten Reichs Priorität zugemessen. Tatsächlich gab es seit 1942 beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf Vorbereitungen für eine kirchliche Wiederaufbauarbeit nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs. Und tatsächlich legte E.Gerstenmaier wohl bereits 1943 einer kleinen Gruppe von Kirchenleuten einen Plan für ein überkonfessionelles, also evangelisch-katholisches Hilfswerk vor, das „unmittelbar nach dem Zusammenbruch“ (Gerstenmaier, zit. nach Krimm, 1966) in Aktion treten sollte. Es hat den Anschein, als ob beide Linien unabhängig voneinander gezogen und später verknotet wurden.

Als Empfänger- und Verteilerorganisation der Spenden ausländischer Kirchen, aber auch als inländische Sammlerorganisation war das Hilfswerk außerordentlich effektiv. In seinen ersten fünf Tätigkeitsjahren sammelte es in den vier Besatzungszonen ca. 180 Millionen RM und ca. 15 Millionen DM, erhielt aus dem Ausland umgerechnet ca. 30 Millionen DM, dazu Lebensmittel und andere „Liebesgaben“ im Wert von ca. 200 Millionen DM und große Mengen Rohstoffspenden (z.B. 750.000 m Stoffe).

1947 hatte das Hilfswerk über 90.000 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die eine immense Basis- und Verteilungsarbeit leisteten. Daß das Hilfswerk eine Reihe von Wirtschafts- und Geschäftsbetrieben unterhielt (z.B. die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks der EKD mbH, die Veredelungswirtschaft GmbH), ließ Kritik aufkommen; das Hilfswerk mußte die meisten seiner Wirtschaftsbetriebe ausgliedern und sich so seiner kommerziellen Eigenbasis begeben. Dies und auch die Tatsache, daß die typisch evangelische landeskirchliche Kleinstaaterei und der strukturelle wie auch durch dominante Persönlichkeiten repräsentierte Zentralismus des Hilfswerks zunehmend kollidierten, läuteten das Ende des Hilfswerks ein.

Die Spanne der von der EKD aufgetragenen Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk zum Diakonischen Werk war eine Zeit auch intensiver theologischer Auseinandersetzungen. Der erwecklich-missionarische Ansatz der Inneren Mission und das ekklesiologische und sozialpolitische Hilfswerk-Konzept lieferten sich in Gestalt exponierter Vertreter dieser Positionen heftige Richtungskämpfe. Es hätten theologisch fruchtbare Auseinandersetzungen sein können, wenn denn die universitäre Theologie davon Kenntnis genommen und sich beteiligt hätte. Die Landeskirchen waren vorrangig an „pragmatischen“ Lösungen der Hilfswerkfrage interessiert, nicht so sehr an dem theologischen Vermächtnis zweier Diakonie-Traditionen. Daß es heutzutage de facto keinen deutschen Sozialprotestantismus mehr gibt, der sozial- und gesellschaftspolitisch wirkungsvoll agieren könnte, ist auch in der Art und Weise begründet, in der das Anliegen des Hilfswerks theologisch ignoriert und sein Ende organisiert wurde.

Vom Hilfswerk zum Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland/EKD

Das heutige Diakonische Werk ist aus langwierigen, komplizierten und im einzelnen von vielen Kompromissen begleiteten Fusion von Innerer Mission und Evangelischem Hilfswerk entstanden (vgl. H.Krimm, 1967). In kirchengeschichtlicher Perspektive markieren Genese und Auswirkungen dieses Zusammenschlusses die Entwicklung von einer Diakonie n e b e n der Kirche zu einer Dakonie d e r

Kirche; nicht erfolgt ist der vom Hilfswerk gewollte Schritt zur Ausformung einer *d i a k o n i s c h e n K i r c h e* (Schober, 1976). Warum die Fusion der beiden kirchlichen Werke so spannungsreich und so spannend verlief, ergibt sich bereits aus einem schlichten Vergleich:

Innere Mission und Hilfswerk hatten

- ≠≠ eine unterschiedliche Geschichte,
- ≠≠ eine unterschiedliche theologische Basis,
- ≠≠ eine unterschiedliche Zielsetzung,
- ≠≠ eine unterschiedliche Rechtsform,
- ≠≠ eine unterschiedliche Struktur
- ≠≠ und einen unterschiedlichen Finanzierungs- und Arbeitsstil (vgl. Wischnath, 1986)

≠≠ Die unterschiedliche Geschichte

Im 18. Und 19. Jahrhundert bewirkten "erweckt-pietistische und spätaufgeklärt-romantische, konfessionell-theologische und nicht zuletzt mannigfache regionale oder auch lokale Gegebenheiten" (Greschat, 1991) eine vielgestaltige Diakonie-Erneuerung. "Vielgestaltig" insofern, als sich vieles unter dem Signum "Innere Mission" sammelte: die neue soziale Sensibilität paragemeindlicher Kreise (z.B. bei Spener), eine expandierende Anstalts-Diakonie, neue gemeindlich-diakonische Gebilde (wie z.B. die Herrnhuter), die Initiativen profilierter Diakonie- und Diakonaterneuerer wie Fliedner (Mutterhausdiakonie), Wichern (Brüderhausdiakonie), Löhe (ev. Ausbildungsstätten, Verbindung von innerer und äußerer Mission) u.a.

Erst in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts war eine Annäherung zwischen Innerer Mission und verfaßter Kirche erfolgt; die EKD erklärte Ende 1945 die Innere Mission zur "Einrichtung der ev. Kirche" (Archiv DW, CAW 18), doch hatte die Innere Mission die Nazi-Zeit nur geschwächt überstanden, "in vielen Arbeiten zurückgeworfen und aus dem Gesichtskreis der Öffentlichkeit weithin verdrängt" und "vielfach überaltert" (Riedel, 1981); zum einen hatte sie massiv "den Einbruch einer entarteten Theologie" (Schütz, 1959) unter einem Teil ihrer leitenden Theologen während der Nazi-Herrschaft erlebt, zum andern verfügte sie aber auch über herausragende Gestalten wie z.B. die Pastoren von Bodelschwingh, Ohl, Braune, deren Kampf gegen die Vernichtung "lebensunwerten Lebens" vielen Behinderten das Leben gerettet haben dürfte; auf jeden Fall hatte die Innere Mission bei Kriegsende ein schillerndes Image.

Das Hilfswerk demgegenüber, dessen Gründer sich z.T. aus dem kirchlichen Widerstand gegen das 3. Reich rekrutierten, war seit 1942 im Geheimen vorbereitet; als es 1945 – entscheidend initiiert durch Eugen Gerstenmaier, Theophil Wurm und Otto Dibelius (Chr. Berg, 1950) – von der sog. Konferenz evangelischer Kirchenführer in Treysa offiziell als Organ der Kirche ins Leben gerufen wurde, war es dank der schon während des Krieges angelaufenen Parallelinitiativen beim Ökumenischen Rat der Kirchen von vornherein ein stark ökumenisch orientiertes Werk.

≠≠ Die unterschiedliche theologische Basis

Die Innere Mission ist von Pietismus und Erweckung zumindest stark mitgeprägt worden: Wichern selbst hatte sicher auch eine beträchtliche "lutherische Substanz"; in den Einrichtungen der Inneren Mission wurde eine familiäre Frömmigkeitsstruktur bzw. eine geistlich begründete "Dienstgemeinschaft" gepflegt.

Die Hilfswerk-Theologen hatten ein eher "weltliches" Image, vertraten ein stärker ekklesiologisches u n d sozialpolitisches Konzept, das z.B. hinter der Gründung des Diakoniewissenschaftlichen Instituts in Heidelberg stand, und waren auch in ihrer Theologie z.T. ökumenisch beeinflusst (Ausfluß dieser Orientierung z.B. die Aktion "Brot für die Welt")

≠≠ Die unterschiedliche Zielsetzung

Während die Innere Mission im wesentlichen individual-orientiert, karitativ-betreuend und pflegerisch arbeitete, im großen und ganzen ihren traditionellen Arbeitsformen verhaftet, mußten nach Hilfswerk-Auffassung die überkommenen Formen karitativer Tätigkeit angesichts der Massennot versagen; deswegen konnte der damalige neue Ratsvorsitzende O.Dibelius 1949 sagen: "Die Innere Mission scheint mir in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht den großen Zug zu haben, den die gegenwärtige Lage... erfordert" (zit.n. Riedel, s.o.). Das Hilfswerk hatte einen stärker gesellschaftsorientierten Ansatz; Gerstenmaier formulierte (1965): "Es ist... ein fundamentaler Irrtum, daß die Diakonie sich immer nur ereignen könne in der persönlichen Bewegung von Mensch zu Mensch, nicht aber in der öffentlichen Begegnung der Christenheit mit den zum Heil oder Unheil der Völker wirksamen Mächten. Neben der spontanen von Mensch zu Mensch geübten diakonischen Tat steht und muß stehen die öffentliche Diakonie der öffentlich wirksamen christlichen Kirche an und in den öffentlichen Organisationen und Gestaltungen der Welt". Die ersten Arbeitsschwerpunkte des Hilfswerks waren entsprechend "andere" (s.o.)

≠≠ Die unterschiedliche Rechtsform

Die Vereine der Inneren Mission waren, wie überhaupt der Griff nach dem Vereinsrecht, zum einen eigentlich ein gewisser Affront gegenüber der alten Staatskirche; zum andern wurden nicht wenige Initiativen

durch die konfessionalistischen Konsistorien an den Rand der Kirche gedrängt, ins Vereinschristentum eben. Diese sich von der Kirche "absetzende", verselbständigende Rechtsform blieb beibehalten, auch als das Sich-Absetzen-Müssen von der Kirche als Staatskirche überholt war; sie ist sogar noch erhalten geblieben, als sich die EKD den Verein "kraft Kirchenrechts in bestimmter Weise zugeordnet hat" (Seifert, 1980). Das Hilfswerk war für den EKD-Bereich und danach in den Untergliederungen auf landeskirchlicher, Dekanats- bzw. Kirchenkreis- und Gemeindeebene "als rechtlich unselbständige Körperschaft des Öffentlichen Rechts aufgrund von Kirchengesetzen" (Güldenpfennig, 1980) organisiert. Auch aus diesem Grund verstand es sich als das "kirchlichere" der beiden Werke: denn es war nicht – wie die Innere Mission – als von der verfaßten Kirche unabhängiger Verein (oder als Stiftung) konzipiert, sondern es war im Grunde nur ein rechtlich unselbständiges Sondervermögen der EKD oder einer Landeskirche. Das Hilfswerk hatte anfänglich gar keine eigene geschriebene Satzung o.ä. – was nachgeholt wurde, als sich die EKD eine Verfassung geben wollte: 1949.

⚡ Die unterschiedliche Struktur

Die Innere Mission bestand aus vielen kleinen selbständigen Einheiten, nach G.Füllkrug "eine ewig mit Geldmangel kämpfende Summe von Wohlfahrtseinrichtungen und Liebestätigkeiten". Das Hilfswerk war vom Zentralbüro in Stuttgart aus zentralistisch aufgebaut, relativ einheitlich, hatte ein straffe Führung – was freilich bald auf landeskirchlich-föderalistisches Unbehagen stieß (Riedel, aaO).

⚡ Der unterschiedliche Finanzierungs- und Arbeitsstil

Während die Innere Mission mit Spenden und Kollekten sowie mit öffentlichen Geldern arbeitete, hatte das wirtschaftliche Gebaren des Zentralbüros des Hilfswerks z.T. regelrecht unternehmerische Züge, bildete z.B. Wirtschaftsorganisationen, etwa eine zur Veredelung der vom Ausland gelieferten Rohstoffe u.ä. (ders.).

Eine grundsätzliche Verhältnisklärung der beiden diakonischen Grundmuster erfolgte strenggenommen nicht: sie erfolgte weder zwischen den beiden Werken selbst mit der notwendigen Gründlichkeit noch seitens der EKD, die bald nach der Installierung des Hilfswerks die beiden Werke doch fusioniert sehen wollte. Daraus erklärt sich die lange währende Zweigleisigkeit. Alle Lösungen erfolgten weniger aufgrund von Klärungen, sondern eher auf Kompromißbasis. Um das Hilfswerk "fusionsfähig" zu machen, wurde es durch die EKD mehr und mehr beschnitten. Auch als später ein sog. Diakonischer Beirat die Fusion vorbereiten sollte, wurden grundsätzliche Fragen weithin ausgeklammert und stattdessen finanzielle und personelle Probleme in den Mittelpunkt gestellt: ungewöhnlich breiten Raum nahmen z.B. die Diskussionen über Aufbau und Besetzung sowie den Ort der künftigen Hauptgeschäftsstelle eines fusionierten Werkes ein. Kurz: der Prozeß der Fusionierung stellt sich dar als pragmatische Addition eines kompetenzbeschnittenen Hilfswerks mit einer sich relativ rasch wieder konsolidierenden Inneren Mission.

Der Entstehung des Diakonischen Werkes gehen manche Fehleinschätzungen, Mythen und Zerwürfnisse voraus.

Die Innere Mission glaubte zunächst nicht an eine ernsthafte Konkurrenz durch das Hilfswerk – dabei war der Mitarbeiterstab des Zentralbüros des Hilfswerks in erstaunlich kurzer Zeit größer als der der Geschäftsstelle der Inneren Mission. Da – umgekehrt – das Hilfswerk die Innere Mission für überholt, zumindest für nicht mehr "zugkräftig" hielt, erfolgte die Konstituierung des Hilfswerks in Treysa z.B. ohne jegliche vorherige Konsultation der Inneren Mission; und auch nach der Errichtung des Hilfswerks in Treysa wurde die Innere Mission nicht einmal offiziell benachrichtigt. Das Hilfswerk war damals der Überzeugung, den ursprünglichen Auftrag der Inneren Mission in neuer und besserer Weise zu erfüllen (daher auch der programmatische Konzept-Titel "Wichern II"; von der diesbezüglichen Selbsteinschätzung des Hilfswerks handelt z.B. ein Referat von H.Held im Jahre 1946, ADW CAW).

Objektiv begünstigt war zunächst das Hilfswerk freilich durch die Tatsache, daß die damaligen ökumenischen Hilfen großteils durch K i r c h e n geleistet wurden, weshalb der Partner in Deutschland kaum ein Verein o.ä. sein konnte, sondern nur wiederum eine kirchliche Körperschaft – und das war das Hilfswerk seit Treysa.

Abgesehen von den gegenseitigen Fehleinschätzungen damals: die tatsächlichen "Machtverhältnisse" zwischen den beiden Werken verlagerten sich rasch. Zunächst hatte sich das Hilfswerk durch die Treysaer Versammlung zur Zusammenfassung aller evangelischen Wohlfahrtsaktivitäten ermächtigt fühlen können und erhob von daher einen gewissen Führungsanspruch gegenüber der Inneren Mission; später, als der Fusionierungsprozeß fortgeschritten war, mußte das Hilfswerk eher fürchten, von der Inneren Mission "verschlungen" (Riedel, aaO) zu werden.

Die Schritte zur Lösung des Fusionsproblems lassen sich in wenigen Strichen nachziehen. 1949 gab die EKD-Synode dem Hilfswerk eine "Ordnung" (bis dahin existierte es zwar effektiv, aber satzungslos, s.o.); darin wurden die Befugnisse des Zentralbüros deutlich eingeschränkt. Zudem sollte die Ordnung nur für eine

beschränkte Zeit gelten; die vom Wiederaufbauausschuß des Hilfswerks verabschiedete Satzung wurde von der EKD nicht in Kraft gesetzt.

Im Frühjahr 1950 wurde von der Synode ein ständiger Ausschuß für Fragen des Hilfswerks eingesetzt, dessen Arbeit unter einigem Zeitdruck erfolgte und der, da mit Vertretern des Hilfswerks, der Inneren Mission und der Kirchenleitung besetzt, Kompromisse suchte (die Vorschläge beinhalten unter anderem: Koordinierung beider Werke durch eine Diakonische Kammer der EKD, Abgrenzung der Aufgaben beider Werke zur Verhinderung weiterer Zweigleisigkeit, evtl. Ausgliederung der Wirtschaftsbetriebe des Hilfswerks, Bürogemeinschaft als Anfang einer Zusammenarbeit).

Daß die EKD umgeschwenkt war und der Hilfswerk-Forderung, es zum Diakonischen Amt der EKD auszuformen, nicht entsprach, sondern statt dessen eine gemeinsame Regelung mit der Inneren Mission anstrebte und dafür auch manches Anliegen des Hilfswerks preisgab, hatte sicher mehrere Gründe: das Wiedererstarben des Einflusses der Inneren Mission, das Unbehagen am Wirtschaftsgebaren und an der Zentralisation, d.h. an der sich mit der föderalistischen Struktur der EKD z.T. stoßenden Leitungsorganisation des Hilfswerks. Der "Abbau" des Hilfswerks war sicher u.a. ein Sieg des landeskirchlichen Partikularismus. Die gliedkirchlichen Hauptbüros des Hilfswerks waren erheblichen Zerreißproben ausgesetzt, lavierten zwischen dem Leitungsanspruch des Stuttgarter Zentralbüros und dem der landeskirchlichen Kirchenleitungen. Aber es gab auch objektive Gründe für das Zurückfahren des Hilfswerks: Der rasche Wiederaufbau und die bald einsetzende Wirtschaftsentwicklung im Nachkriegsdeutschland ließen einige maßgebliche Zielsetzungen des Hilfswerks relativ rasch als überlebt oder doch verzichtbar erscheinen. Und es gab schließlich sicher auch in Personen liegende Gründe für das Zurückdrängen des Hilfswerks: Anspruch und Auftreten Gerstenmaiers und einiger seiner profilierten Statthalter in den regionalen Hilfswerken konkurrierten gelegentlich mit den Persönlichkeitsprofilen eines Kirchenpräsidenten oder eines Landesbischofs. Es war ja eine Zeit "starker" kirchenleitender Persönlichkeiten.

1951 beschloß die EKD-Synode ein Gesetz über den Diakonischen Beirat und ein weiteres für die Ordnung des Hilfswerks, das von vornherein als vorläufig galt. Der Beirat sollte den "Durchbruch zur Fusion" erzielen. Die beiden Werke nahmen sich einige Zeit, beließen es zwei Jahre lang bei losen Koordinierungsgesprächen, bis – nicht zuletzt durch den wachsenden Druck der Landeskirchen – 1953 eine erste reguläre Beiratssitzung zustande kam. Konkrete Verhandlungen kamen jedoch dennoch erst gegen 1954 in Gang. 1957 war die Arbeit des Beirats so weit gediehen, daß eine erste Sitzung des neu konstituierten Diakonischen Rates stattfinden konnte. 1959 trat die erste Diakonische Konferenz zusammen. "Die Leitungsorgane waren damit intakt" (Riedel, aaO). Während einer Frist von 20 Jahren sollte die Zweigleisigkeit endgültig abgebaut werden, sollten die beiden Werke verschmolzen werden. Mit einem Festakt wurde im Oktober 1976 in Stuttgart der Zusammenschluß öffentlich zum Abschluß gebracht, nachdem der eigentliche Schlußpunkt der Fusion mit dem Kirchengesetz über das Diakonische Werk der EKD vom 6.11.1975, mit dem die neue Satzung des Diakonischen Werkes bestätigt wurde, gesetzt war.

Vom hessen-nassauischen Hilfswerk zur Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau mbH

1949 war jeder sechste Hesse ein Flüchtling. Bis dahin waren es über 650.000 Menschen aus dem Osten, die im Gefolge der „ordnungsgemäßen Überführung“ laut Potsdamer Abkommen und im Zuge der „wildern Vertreibungen“, vor allem aus der Tschechoslowakei (vgl. T.Stanek, 2002), nach Hessen gekommen waren. Die hessischen Metropolen lagen in Schutt und Asche, in und bei den Bahnhöfen hausten unzählige heimatlose, entwurzelte junge Menschen, und die Großhessischen Landkreise ließen schon 1946 verlauten, „die Aufnahmemöglichkeiten [seien] bereits jetzt bis zur Grenze des Erträglichen, teilweise schon bis ins Unerträgliche ausgeschöpft“ (Kropat, 1979). Hinzu kam, daß „außer den Vertriebenen noch andere Personengruppen – rund 30.000 Displaced Persons, über 214.000 Evakuierte aus anderen deutschen Ländern sowie über 40.000 SBZ-Flüchtlinge – einer Unterstützung dringend bedurften. Verbindendes, das die Situation hätte erträglicher werden lassen, gab es von außen betrachtet zwischen Einheimischen und Flüchtlingen nur selten. Da waren die unterschiedlichen kulturellen Prägungen, die sprachlichen Verschiedenheiten. Auch im konfessionellen Bereich gab es kaum Gleichklang. Rund zwei Drittel der Flüchtlinge gehörten der katholischen Kirche an“ (Skorvan, 1995).

Die kirchliche Lage war schwierig. 1933 waren die drei Kirchen innerhalb des Gaus Hessen-Nassau – Hessen, Nassau, Frankfurt – zu einer evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen zusammengeschlossen worden. Bereits im darauffolgenden Jahr wurden die Funktionen des Landeskirchenrats und der Landessynode auf die Deutsche Evangelische Kirche übertragen, der Landesbischof wurde dem Reichsbischof unterstellt. Ebenfalls seit 1933 bestand der Pfarrernotbund, der sich der Bekennenden Kirche

zuordnete und Bekenntnisgemeinschaften bildete, die sich als legitime Vertretungen der Gemeinden gegen das Kirchenregiment auflehnten. Reichskirchenminister Kerrl mußte intervenieren und ernannte einen neuen Landeskirchenrat, dem auch Mitglieder der Bekennenden Kirche angehörten. In rascher Folge beauftragte der Minister danach jeweils andere Personen und Organe mit der Leitung der Kirche.

Als legitime Kirchenleitung verstand sich der Landesbruderrat, der freilich nach dem Kriegsende diese Aufgabe nicht weiterführen wollte. Die drei alten Kirchengebiete gingen wieder auseinander und erhielten vorläufige Kirchenleitungen, die eine Gesamtkonferenz bildeten, aus denen wiederum ein Verbindungsausschuß hervorging, der durch eine Wahlordnung eine „ordentliche“ Fusion vorbereitete. Es war auch dieser Verbindungsausschuß, der das Hilfswerk als Organ der künftigen Landeskirche einsetzte, nachdem Gerstenmaier bei den drei vorläufigen Kirchenleitungen vorgetragen hatte. Im September 1947 trat der neugewählte Kirchentag in Friedberg zusammen, deklarierte sich als Kirchensynode, beschloß den Zusammenschluß zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und wählte Martin Niemöller zum Kirchenpräsidenten.

Der Verbindungsausschuß hatte auch den ersten Hilfswerk-Bevollmächtigten berufen, den angesehenen Frankfurter Pfarrer Otto Fricke, Mitglied der Bekennenden Kirche, der Frankfurter Kirchenleitung und des Verbindungsausschusses. Gründungstag des Hauptbüros des hessen-nassauischen Hilfswerks war der 12. Oktober 1945. Noch im gleichen Monat wurde das Referat „Spendenverwaltung und Transport“ installiert; es sollte die bedarfsgerechte Verteilung von Geld- und Sachspenden an die Gemeinden organisieren und Hilfswerk-Sammlungen durchführen. Das Referat „Finanzen und Buchhaltung“ verwaltete die Finanzen und gewährleistete die Transparenz der Mittelverwendung gegenüber den in- und ausländischen Spendern. Ebenfalls noch 1945 nahm das Referat „Flüchtlingsdienst“ seine Arbeit auf, flankiert von den Abteilungen Siedlungsdienst und Hilfen für Versehrte.

Zum Hauptgeschäftsführer des Hauptbüros berief Pfarrer Fricke den ebenfalls in Frankfurt ansässigen Pfarrer Arnold Schumacher: ein früher Brückenschlag zur Inneren Mission, deren Frankfurter Vereins-Geschäftsführer Schumacher war. Die drei vorläufigen Kirchenleitungen hatten versucht, ihren Einfluß auf das Hilfswerk zu wahren, indem sie ihnen unterstehende sog. Vertrauensstellen „als Hilfsorgane des Hauptbüros“ errichteten und dabei ebenfalls überwiegend auf Innere-Missions-Repräsentanten zurückgriffen, die dem Hilfswerk, dem sie „behilflich“ sollten, durchaus unterschiedlich gewogen waren: Geschäftsführer der Frankfurter Vertrauensstelle wurde der Leiter des Evangelischen Volksdienstes, Pfarrer Zickmann; die Vertrauensstelle Hessen wurde in die Verantwortung von Pfarrer Röhrich, Direktor des Hessischen Landesvereins für Innere Mission, gegeben; die nassauische Vertrauensstelle oblag Professor Kreppel.

Es verdient festgehalten zu werden: das Hilfswerk agierte bereits im Gebiet der späteren hessen-nassauischen Landeskirche, als die dortige „Kirchenwerdung“ noch in den Anfängen steckte. „In Hessen-Nassau konnte nicht zuletzt wegen des durch die drei Teilkirchen existierenden rechtlichen Provisoriums ein von den Kirchenleitungen eher unbeeinflusstes Hilfswerkverständnis entwickelt... werden“ (Skorvan, aaO). Dieses Verständnis aus Pioniergeist, Eigenständigkeit und Eigeninitiative schwebte lange über dem Hilfswerk – und trug in sich das Potential, sich im Zuge kirchenorganisatorischer Festigung zur durchaus „riskanten Freiheit“ (U.Beck) zu entwickeln.

Die Palette der hessen-nassauischen Hilfswerk-Aktivitäten war beeindruckend:

- > Es baute noch 1945 zusammen mit Caritas und Rotem Kreuz den Suchdienst auf, welcher der Spur von Vermißten und auseinandergerissenen Familien nachging.
- > Es engagierte sich in der Arbeitsvermittlung und -beschaffung, förderte handwerkliche Heimarbeitsbetriebe, organisierte für sie die Materialbeschaffung und den Produktverkauf.
- > Es finanzierte die Gründung von landsmannschaftlich gegliederten Flüchtlingsvereinigungen: sog. Hilfskomitees. Diese Selbsthilfe-Organisationen berieten Flüchtlinge in Ansiedlungsfragen und brachten ausgesprochene Großprojekte auf den Weg, z.B. im Raum Darmstadt Siedlungsrichtungen von Ungarndeutschen und Buchenländern.
- > Es installierte stark frequentierte Rechtsberatungsstellen, durch deren Beistandsarbeit z.B. Soforthilfen, Unterhaltsbeihilfen oder auch Zuzugsgenehmigungen erstritten wurden.
- > Es führte Gast- und Patenschaftsprogramme durch, vermittelte so z.B. Hunderte von heimatlosen Kriegsheimkehrern an Patenfamilien.
- > Es betrieb Auswanderungsberatung und setzte - dank der Zusammenarbeit mit ausländischen Kirchen - dabei qualitative Maßstäbe, z.B. bei der Überprüfung der Seriosität von überseeischen Arbeitsverträgen.
- > Es unterhielt Erholungs- und Kureinrichtungen für unterernährte und kranke Kinder und Jugendliche in Runkel, im Kloster Altenberg, in Schönberg/Ts., Diez, Katzenelnbogen, Nastätten und Oberliederbach.
- > Es errichtete zwei Landjugendwohnheime: Übergangseinrichtungen für Mädchen und junge Frauen, die nicht in Lehr- oder Arbeitsstellen vermittelt werden konnten, aber in „geregelter“ Weise gemeinnützige

Tätigkeiten ausübten. Für junge Männer entstanden 10 entsprechende Initiativen, „Gilden“ genannt, 8 Landgilden (die erste in Groß Umstadt) und 2 Stadtgilden (in Wiesbaden und Darmstadt).

> Es erbaute - bei massiver Unterstützung durch die amerikanische Militärregierung, die fast die komplette Lagererstaussstattung stellte - ein großes Jugendauffanglager in Bad Vilbel, das zum Lehrlingswohnheim weiterentwickelt wurde: ein vielbestauntes sozial- und berufspädagogisches Großprojekt, das letztlich Pate stand für die Konzepte weiterer Lehrlingswohnheime des Hilfswerks in Oberliederbach (wo die o.g. Erholungseinrichtung schubweise mit Lehrlingen belegt wurde) und in Mainz. 1947 verfaßte Lagerleiter Alfred Rahn einen Bericht für Fricke, in dem er die Situation seiner Jugendlichen schilderte:

„...Ich weiß, daß viele dieser jungen Leute vom Ernährungsamt zum Wohnungsamt, vom Arbeitsamt zum Flüchtlingskommissar gelaufen sind und überall verschlossene Türen gefunden haben. Da hat einer endlich Arbeit und Wohnraum gefunden, aber er erhält keinen Zuzug. Ein Jugendlicher wird von einem Regierungslager nach der englischen Zone geschickt, weil er aus Ostpreußen kommt. Dort läßt man ihn ohne Zuzug laufen, ohne Arbeitsmöglichkeit usw. Das Regierungslager in der US-Zone hat, bürokratisch gesehen, recht, aber dem Jungen ohne Angehörige bleiben nur folgende Möglichkeiten offen: Fremdenlegion, Arbeitsverpflichtung nach Frankreich oder Anfang zu einer Verbrecherlaufbahn. Wie wollen wir diese Jugendlichen erziehen und ihnen helfen, wenn uns von den Ernährungsämtern immer wieder Schwierigkeiten bei der Aufnahme gemacht werden? Kommt ein Junge aus Ostpreußen, Sudetengau, russischer Zone usw., so hat er keine Unterlagen, die zum Bezug von Lebensmittelkarten rechtfertigen. Kommt dieser Junge aber aus dem Polizeigefängnis, so hat er eine gültige Abmeldung. Soll ich jetzt den Heimatlosen den guten Rat geben, wie man zu einer ordnungsgemäßen Abmeldung für das Ernährungsamt gelangen kann?“

> Es errichtet 1949 – im Zusammenhang mit dem vorgenannten Projekt – Jugendlehrwerkstätten auf dem Heilsberg.

> Es erwirbt 1949 das Versehrtenheim in Dornholzhausen: zur Behandlung von Schwerekriegsbeschädigten.

> Es forcierte die Idee Frickes von der evangelischen Baugemeinde, auf dem dialektisch-theologischen Konzept der Einheit von Bürger- und Christengemeinde und auf den Erfahrungen mit dem Siedlungskonzept auf dem Heilsberg beruhend; das Projekt war heftig umstritten (z.B. auch seitens des Zentralbüros; Gerstenmaiers Nachfolger, Herbert Krimm, nannte die Baugemeinde eine „künstlich aufgeblasene Scheinbewegung“). Gleichwohl existierten bis 1950 in Hessen-Nassau elf Baugemeinden, bis zum Ende der fünfziger Jahre hatten sie Wohnraum für über 13.000 Menschen errichtet.

> Es realisierte in Bad Vilbel eines von zwei Paradebeispielen kirchlicher Siedlungswerkarbeit in Deutschland

(das zweite ist die westfälische Siedlung Espelkamp), die Vision Frickes von der „Stadt auf dem Berge“: eine Vision, die dank seiner vertrauensvollen Kontakte zur amerikanischen Militärregierung und seines an Unverfrorenheit grenzenden Gottvertrauens Gestalt gewann. Nur sechs Tage, nachdem ihm am 4.7.1946 die Militärregierung das ehemalige Wehrmachtsgelände auf der Vilbeler Höhe, auf das auch die Städte Frankfurt und Vilbel Anspruch erhoben, zugesagt hatte, ließ er die Bauarbeiten beginnen, schuf damit vollendete Tatsachen und konnte viereinhalb Monate später das erste Heilsberg-Richtfest feiern. Danach erst begann die Siedler-Anwerbung. Mitte 1947 lebten bereits 160 Siedler auf der Vilbeler Höhe, mehrheitlich aus Ostpreußen stammend. Die meisten von ihnen legten nun selber Hand an: in der Regel als eine Art Catering-Arbeitnehmer einer vom Hilfswerk beauftragten Frankfurter Baufirma. Nach wirtschaftlichen Engpässen im Gefolge der Währungsreform kam einerseits das Freizeitbauen in Mode, andererseits organisierten sich die Bauhandwerker zur „Bauhütte“, einer Genossenschaft, die fortan selber als Unternehmen fungierte. Ein Jahr nach der offiziellen Einweihung der Siedlung und der Namensgebung „Heilsberg“ kam es zur Vermögensübertragung auf die GSG, die gemeinnützige Siedlungsgesellschaft des Evangelischen Hilfswerks in Hessen und Nassau. Das war im Juni 1949. Fortan herrschten „wirtschaftlichere“ Verkehrsformen: vor allem auch bei der Auswahl der „Siedler“. Bis zur Abwicklung der GSG 1972 - das Land Hessen hatte schon zuvor die kirchlichen Anteile übernommen - waren 1239 Wohneinheiten auf dem Heilsberg entstanden (J.Frost, 1973).

Mit einem gemeinsamen Brief von Pfarrer Fricke und den Vertrauensstellen, der Ende 1945 an alle Pfarrer in Nassau-Hessen verschickt wurde, hatte der denkwürdige Versuch einer diakonischen Strukturierung der kirchlichen Landschaft begonnen: in jeder Gemeinde sollte es einen Ortsausschuß des Hilfswerks geben, der Gemeindepfarrer sollte als Vertrauensmann des Hilfswerks in seiner Gemeinde agieren, außerdem sollte in jedem Dekanat ein Pfarrer in die Gesamtverantwortung berufen werden, ein Dekanats-Obmann. Unter einigem Druck – Gemeinden, in denen sich keine Helferkreise bzw. Gemeindeausschüsse für die Hilfswerksarbeit bildeten, bekamen auch keine Spendenzuteilungen durch das Hauptbüro – entstanden vielerorts gemeindediakonische Gruppenstrukturen. Und die Konferenz der Dekanatsobmänner wurde tatsächlich für einige Jahre das höchste beschlußfassende Organ des Hilfswerks.

1949 verabschiedete sich die gerade entstandene Evangelische Kirche in Hessen und Nassau von den drei Vertrauensstellen, nahm aber auch die diakonische Aufwertung der Dekanate zurück und ersetzte die

Konferenz der Dekanatsobmänner durch einen sog. Hilfswerkausschuß, dessen Mitglieder die Kirchenleitung berief: Ein Organ der Kirche anstelle einer „Diakonie von unten“ aus Gemeinden und Dekanaten! Zunächst war noch der Hilfswerk-Bevollmächtigte Vorsitzender des Hilfswerkausschusses, nach Erlaß des Kirchengesetzes über das Hilfswerk (Amtsbl. EKHN 12/1951) fiel der Vorsitz dem jeweiligen Kirchenpräsidenten zu. Und auch auf den Ebenen gemeindlicher und Dekanatsdiakonie wurden die Weichen umgestellt: In einer der ersten Hilfswerkausschußsitzungen wurde die Installation von Bezirksstellen für jeweils 23 Dekanate bzw. 40-50 Kirchengemeinden beschlossen – und damit die Professionalisierung der gemeindlichen und der Dekanatsdiakonie; für jede Bezirksstelle sollte eine geeignete Person, z.B. ein Fürsorger oder eine Fürsorgerin oder jemand vergleichbar qualifiziertes, hauptberuflich angestellt werden, „Sachbearbeiter für die Diakonie“. Nach dem Kirchengesetz über das Hilfswerk von 1951 oblag fortan dem Bevollmächtigten die Dienstaufsicht; Finanzierung und Entscheidungen über Einstellungen und Entlassungen der Sachbearbeiter lagen bei der Landeskirche.

Auch im Hilfswerk selbst verschoben sich die Gewichte: als Schumacher 1951 die Landeskirche wechselte und das Amt des Hauptgeschäftsführers des Hauptbüros aufgab, kam es zu einer ursprünglich schwer vorstellbaren Personalunion; der Bevollmächtigte übernahm auch noch das Amt des Hauptgeschäftsführers „und hob damit die Trennung zwischen Weisungsbefugtem und Ausführendem im Einvernehmen mit der Kirchenleitung auf“ (Skorvan, aaO). Später, unter Fricke's Nachfolgern als Hilfswerk-Bevollmächtigte, löste sich diese Personalunion wieder auf (Hauptgeschäftsführer waren bis Ende 1973 Dr. Johannes Kalitzsch, seit 1954 GSG-Geschäftsführer, und ab 1.1.1974 der Dipl.-Kfm. Heinrich Schreibweiss).

Die Haltung des ersten Kirchenpräsidenten der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zum Hilfswerk war konsequent gespalten: Niemöller widersetzte sich mit größtem Nachdruck jeder Einmischung in landeskirchliche Belange durch Gerstenmaier und sein Zentralbüro; aber dem hessen-nassauischen Hilfswerk, das - wie alle gliedkirchlichen Hilfswerke seit dem EKD-Kirchengesetz zur vorläufigen Ordnung des Hilfswerks vom 13.1.1949 (Amtsbl. EKD 40/1949) - fortan unter der Aufsicht der Landeskirche stand, beließ er vergleichsweise große Freiheiten, und er zeigte demonstratives Interesse für die Hilfswerk-Arbeit: Niemöller versäumte keinen wichtigeren diakonischen Anlaß, keinen größeren Hilfswerk-Termin, war diakonisch überaus präsent, vertrat zuverlässig kirchlich-diakonische Anliegen in Gremien, Vorständen u.ä.. Zugleich wollte er früh die wirtschaftliche Einbindung des Hilfswerks in den landeskirchlichen Etat; tatsächlich erfolgte bereits seit 1950 die geregelte Bezuschussung des Hilfswerks durch die Landeskirche. Einige Hilfe-Prioritäten des Hilfswerks wurden danach verändert: so „stiegen die Aufwendungen für die DDR und die DDR-Flüchtlinge rapide... Dieser Arbeitsbereich wurde wie kein anderer in den 50er Jahren vor allem durch kirchliche Gelder unterstützt“ (Skorvan 128).

Als Otto Fricke anfangs 1954 starb und im gleichen Frühjahr der Hilfswerk-Syndikus Dr. Bußmann bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, schien eine Krise des kompliziert gesponnenen Unternehmens Hilfswerk unausweichlich. Niemöller bewies mit der unverzüglichen Berufung des Darmstädter Jugendpfarrers Walter Rathgeber zum kommissarischen Hilfswerk-Bevollmächtigten eine präsidial-glückliche Hand. René Leudesdorff (1972) charakterisierte Rathgeber als eine „Mischung aus geballter Energie, gewinnendem Charme, blanker Offenheit und taktischer Schläue“, gepaart mit einem „ungewöhnlichen Maß an Sachlichkeit“. Und als er ein Jahr später von der Synode bestätigt und definitiv als Bevollmächtigter gewählt wurde, bescherte er der hessen-nassauischen Landeskirche das seltene Erlebnis einer einstimmigen Wahl – was ihn nicht hinderte, sich gegen seine Kirche und ihre Organe (wenn es sein mußte: handstreichartig) durchzusetzen, wenn es nach seiner Glaubensüberzeugung die Sache Jesu Christi beförderte.

Als Rathgeber 1960 auch zum Hauptgeschäftsführer des gerade entstandenen Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau gewählt wurde, behielt er das Doppelamt Bevollmächtigter/Hauptgeschäftsführer zwölf Jahre lang bei, bis ihn 1972 eine Herzattacke umbrachte: nach hitziger Debatte in der Evangelischen Fachhochschule, die ihre Existenz zwar Rathgebers Geistesgegenwart verdankte – gegen heftigen Widerstand in der Synode -, deren damalige studentische Basisgruppen aber eines anderen Geistes Kinder waren.

In Rathgebers Amtszeit gibt es zahlreiche bemerkenswerte Neugründungen, Erwerbungen und Veränderungen:

> in Darmstadt entsteht 1959 ein Altenheim für heimatlose Ausländer, meist russisch-orthodoxen Glaubens: Menschen, die als staatenlose Ausländer unter dem Schutz des Hochkommissars der UNO für östliche Mandatsflüchtlinge standen, z.T. auch Soldaten der Wlassow-Armee, die während des Krieges auf deutscher Seite stand; 1960/61 wurde das Haus für deutsche Seniorinnen und Senioren geöffnet und entsprechend baulich vergrößert;

> in Friedrichsdorf entsteht 1961 ein Schülerheim (in dessen Prospekt es seinerzeit hieß: „Das Leben im Hause wird von einer christlichen Ordnung bestimmt. Ziel unserer Arbeit ist die Erziehung der uns anvertrauten Jugend zu Menschen, die sich bewußt einordnen in die Gemeinschaft unsers Heimes, die sich

- auszeichnen durch kameradschaftliche Hilfsbereitschaft, Duldsamkeit und Wahrheitsliebe. Auch Ordnung, Sauberkeit und gute Umgangsformen sind Ziele unseres Zusammenlebens...“);
- > 1961 wird auf dem Heilsberg ein Altenheim eingerichtet für Menschen nichtjüdischen Glaubens, die von den Nürnberger Rassegesetzen betroffen waren (Niemöller ließ es sich nicht nehmen, direkt von der Konferenz in Neu-Delhi auf den Heilsberg zu eilen und dem Eröffnungsauditorium die Frage zu stellen, warum Menschen jüdischer Abkunft, aber christlicher Konfession so lange hätten warten müssen, bis eine christliche Kirche sie „in ihre Mitte nimmt – mit christlicher Nächstenliebe und christlicher Verantwortung bußfertiger Herzen... Wie stehen wir eigentlich vor dem Angesicht des himmlischen Vaters da...?“);
 - > 1964 entsteht das Altenheim Alsfeld (das sich 20 Jahre nach seiner Errichtung einen Namen gab: Haus Stephanus) als Reaktion auf eine regionale Versorgungsnotlage: fast ein Drittel der Bewohner Alsfelds waren als Flüchtlinge nach 1945 in die oberhessische Kleinstadt gekommen, und 12 Jahrzehnte danach reichten die dortigen Infrastrukturen für die Versorgung der Ältergewordenen nicht aus; das für dieses Altenheim entwickelte Gesellschaftermodell (EKHN – ev. Dekanat Alsfeld – Heilig-Geist-Gemeinde Heilsberg) wirkt nach bis in die heutige Gremienzusammensetzung der Gesellschaft für diakonische Einrichtungen;
 - > 1966 wird das Altenwohnheim Darmstadt in der Dieburger Straße eingeweiht; die Einrichtung war seinerzeit seitens des Bundes als sog. Demonstrativprojekt anerkannt worden, weil sie in vorbildlicher Weise den alternswissenschaftlichen Erfordernissen entsprach, und wurde dementsprechend aus den Demonstrativmitteln des Bundes gefördert - weshalb bei der Einweihung die Anwesenheitsliste politischer und kirchlicher Prominenz besonders umfänglich war, u.a. den Hessischen Sozialminister Hemsath und den damaligen Kirchenpräsidenten Prof. Dr. Sucker umfaßte; Rathgebers Einweihungsrede bezog sie alle samt Bewohnern und Heimleitertehepaar in den Wochenspruch ein „Bereitet dem Herrn den Weg, denn er kommt gewaltig“: „Wir möchten, daß Er hier einzieht in dieses Heim mit Ihnen, und daß er auch einzieht in Ihre und in unsere Herzen“.
 - > Seit 1962 gehörte das Erholungsheim Schloß Laurenburg der Landeskirche, die das Schloß vom Hilfswerk verwalten und bewirtschaften ließ – was in den 70er Jahren zum Problem wurde, als die Unterdeckungen wuchsen und seitens der Kirche keine Zusagen über volle Verlustübernahmen gemacht wurden. Das Hilfswerk suchte seitdem nach einem Übernahme-Träger.
 - > Das Versehrtenheim Dornholzhausen war anfangs - s.o. - ein Heim für Schwerekriegsbeschädigte, erhielt noch 1970 einen Neubau und avancierte zur - auch durch den Sozialminister belobigten – speziellen Kur- und Krankenanstalt für die Behandlung bzw. Nachbehandlung von Hirn- und Rückenmarkgeschädigten. Mitte der 70er Jahre hob das Landesversorgungsamt plötzlich den Belegungsvertrag vorzeitig auf – die medizintechnisch hochqualifizierte Einrichtung wurde zum gesundheitspolitischen Spielball.
 - > Die Stiftung Martha-Else-Haus in Hofheim im Taunus, ein Alten- und Pflegeheim, wird vom Hilfswerk verwaltet.
 - > Die Otto-Fricke-Krankenhaus-GmbH, eine Lungenheil- und –forschungsstätte in Bad Schwalbach, wird Eigentum des Hilfswerks.
 - > 1968/71 wird das Altenwohnheim Bad Vilbel-Heilsberg in Betrieb genommen.
 - > Kurz nach Rathgebers Tod wird das Männerheim Otto-Bußmann-Haus in der Frankfurter Ederstr. 12 geschlossen. Das Haus findet fortan als Geschäftsstelle des Hilfswerks (und später des Diakonischen Werkes) Verwendung.

Wegen seines Doppelamtes lassen sich manche Aktivitäten Rathgebers nicht eindeutig entweder der Hilfswerk-Tätigkeit oder Aufgaben des Diakonischen Werks zuordnen: z.B. sein immenser Einsatz für das Diakonische Zentrum in Palermo oder für die Evangelische Fachhochschule (das Diakonische Zentrum auf dem alten Darmstädter Kartoffelkellergelände gehört dem Hilfswerk-Sondervermögen und ist dem Diakonischen Werk durch Nutzungsüberlassungsverträge mietfrei überlassen). Es gab sachliche und persönliche Überlagerungen. Auch deswegen schienen Rathgeber gegen Ende seines Weges rechtliche Veränderungen und strukturelle Anpassungen unausweichlich. Er sah, daß die Möglichkeiten des Kirchengesetzes über das Hilfswerk von 1951 intentional, kirchen- und sozialpolitisch an Grenzen gestoßen waren: das Hilfswerkgesetz ermöglichte zwar Aktivitäten im offenen und im stationären Bereich (s.o.), war aber vor allem auf die offene soziale Arbeit hin angelegt; mit der Gründung des Diakonischen Werkes 1960 waren jedoch die Aufgaben der offenen Diakonie auf das neue Werk übergegangen. Weiterhin machte das Kirchengesetz erforderlich, daß der Hilfswerkausschuß den Hilfswerk-Haushaltsplan kompliziert absichern mußte: schon in der Planung im Einvernehmen mit dem Finanzausschuß der Kirchensynode; Abweichungen vom Haushaltsplan waren nur mit vorheriger Zustimmung der Kirchenleitung zulässig und mußten der Synode zur nachträglichen Genehmigung vorgelegt werden. Solche Bestimmungen verführten entweder zum schon erwähnten handstreichartigen Handeln unter Einbeziehung aller darin liegenden Risiken – oder sie machten kurzfristig notwendige Entscheidungen überhaupt unmöglich.

Da das Hilfswerk seit 1960 zu einem großen stationären Träger geworden war, strebte Rathgeber seine Umwandlung in eine Evangelische Heimstiftung an, in eine Kirchliche Stiftung des öffentlichen Rechts. In anderen Landeskirchen gab es gute Erfahrungen mit diesem Modell. Im November 1971 brachte die

Kirchenleitung im Einvernehmen mit Hilfswerk und Diakonischem Werk eine entsprechende Vorlage in der Synode ein. Rathgeber erlebte noch, daß vor allem durch den Rechtsausschuß und den Finanzausschuß massive Bedenken gegen die in der Vorlage vorgesehene Einschränkung der Synodenrechte vorgebracht wurden; bei der Frühjahrstagung der Synode 1972 wurde die Vorlage an die Kirchenleitung zurückverwiesen mit dem Auftrag, den Entwurf so zu überarbeiten, daß das Budgetrecht der Synode, ihr Recht auf Abnahme der Jahresrechnung sowie ihre Rechte bei der Bildung der Stiftungsorgane gesichert seien. Rathgeber erlebte nicht mehr, daß sein Plan, das Hilfswerk in eine Stiftung umzuwandeln, Ende 1972 als unzweckmäßig aufgegeben wurde.

Rathgebers Nachfolger in der Doppelfunktion als Hilfswerk-Bevollmächtigter und Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes, Pfarrer Heinz-Günther Gasche, Frankfurter Gemeindepfarrer und hessen-nassauischer Pfarrervereins-Vorsitzender, war als Typ moderater und im Leitungsstil eher moderierend. Mit ihm kam das Ende der temporären Überraschungs- und Überrumpelungsdiakonie. Sie hatte sich überholt – und sie hatte ihre Protagonisten verschlissen. Gasche sollte der erste werden, der die beiden höchsten diakonischen Leitungssämter in Hessen-Nassau überlebte und in etwas ähnliches wie einen Ruhestand eintreten konnte.

Einige Weichen in Richtung eines kollegialen Führungsstils hatte Rathgeber noch selbst gestellt. Gasche entwickelte seinen eigenen Diskurs-, ja Freundschaftsstil. Er brauchte rund 5 Jahre, um die paradoxe Aufgabe am Hilfswerk zu bewerkstelligen: seine Einrichtungen zu erhalten, zu ordnen, zu konsolidieren, zu verändern – und gleichzeitig die Beendigung des Hilfswerks zu betreiben. Und auch andere Paradoxien durchzogen seine Amtszeit: sein Bemühen um eine berechenbare Diakonie – und die Erfahrung einer diakoniepolitisch z.T. schwer berechenbaren Landeskirche.

Der Bevollmächtigte Gasche bringt noch einiges auf den Weg:

- > Seit 1975 werden Pläne für eine neue Mitarbeitervertretungsordnung für das Hilfswerk in Angriff genommen.
- > 1975 beginnt die zentrale Finanzverwaltung für die Hilfswerk-Einrichtungen; vor allem auch die Selbstkostennachweise für die Heime und Einrichtungen des Hilfswerks werden nur noch im Hauptbüro durchgeführt, nicht mehr von den einzelnen Heimleitungen.
- > 1976 wird das Hilfswerk alleiniger Gesellschafter im Waldhof-Elgershausen, einer Klinik für Lungen- und Bronchialerkrankungen.
- > 1976 erfolgt die geordnete Übergabe des Erholungsheims Schloß Laurenburg an die Heilerziehungs- und Pflegeheime Scheuern.
- > 1976 wird das Jugendwohnheim Heilsberg in ein Heim für Kinder mit Lernstörungen und Verhaltensauffälligkeiten umgewandelt.
- > 1976 beginnen die Bauarbeiten für die Pflegestation in Alsfeld.
- > 1976 wird die Schaffung von Gemeinschaftseinrichtungen und einer Tagesstätte im Altenwohnheim Darmstadt Dieburger Straße beschlossen.
- > Nachdem der Sozialminister – für das Hilfswerk überraschend - die Aufnahme des Versehrtenheims Dornholzhausen in den Landesbettenplan abgelehnt hatte und damit dessen Umwandlung in ein Krankenhaus unmöglich wurde, wird die Umgestaltung in ein Alten- und Pflegeheim beschlossen.
- > 1976 beginnen die Planungen für eine veränderte Nutzung des Otto-Fricke-Krankenhauses Paulinenberg; favorisiert werden die Überführung in eine Nachsorgeklinik oder die Umwandlung in ein geriatrisches Pflegeheim mit Psychiatriestation.

Wie Gesprächsnotizen zeigen, hatte Gasche Mitte 1974 die Vorstellung, daß unter Federführung des Hilfswerks eine Arbeitsgruppe aus Synodalen, Vertretern der Kirchenverwaltung und des Diakonischen Werkes gebildet würde, die die inhaltliche und sachliche Neuordnung des Hilfswerks vorbereiten sollte – eine Neuordnung, an der ihm selbst sehr gelegen war. Die Entwicklung verlief sowohl nach Form als auch nach Inhalt anders; in Gasches Worten (vgl. Interview in diesem Buch): „Ohne Vorgespräch und Verständigung mit uns im Diakonischen Werk und mit mir geschah die Gründung des Synodalausschusses für Diakonie, des sog. Diakonieausschusses. Der damalige Kirchenpräsident Hild übergab die Zuständigkeit für die Diakonie einem Referenten“ – was Hilfswerk und Diakonisches Werk beiläufig erfuhren. Der Vorsitz des Diakonieausschusses wurde dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Paul übertragen, der den Diskussionen im Diakonieausschuß schließlich ein Ende bereitete, indem er einen Entwurf zur Neuordnung des Hilfswerks in Form eines Gesetzes einschließlich Satzungsentwurf als Synodenbeschlussvorlage einbrachte.

Die Diskussionen im Diakonieausschuß waren kontrovers gelaufen - etwa darüber, ob das Grundvermögen des Hilfswerks bei der Kirche bleiben oder von der neuen GmbH übernommen werden sollte, oder wie die Gesellschafterzusammensetzung sein oder die Besetzung des Verwaltungsrats zustande kommen sollte - , und die Dinge waren nach Auffassung des Hilfswerkausschusses noch nicht ausdiskutiert. Im Protokoll der Hilfswerkausschußsitzung vom 29.9.1976 heißt es u.a. zu der Paul'schen Vorlage: „Der allen Ausschußmitgliedern zugestellte Bericht wurde in der Zwischenzeit bereits wieder geändert. Wie diese

Änderungen aussehen, ist sowohl dem Hilfswerkausschuß als auch den in der Verantwortung stehenden Mitarbeitern des Hilfswerks z.Zt. nicht bekannt. Der Hilfswerkausschuß bedauert, daß er als ein von der Synode berufener Ausschuß nicht zu diesen Beratungen kontinuierlich hinzugezogen worden ist“.

Dem Hilfswerkausschuß hatte vorgeschwebt, daß der Betreiber einer Einrichtung dieselbe Rechtspersönlichkeit sein sollte, die auch Eigentümerin des Grundvermögens ist, so daß der neue Träger „auch in der Gestaltung seiner Entscheidungsabläufe den anderen großen Rechtsträgern der stationären Diakonie gleichgestellt“ wäre (Protokoll Hilfswerkausschuß v. 18.5.1976). Die Synode entschied ganz anders: die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau mbH wurde eine Betriebsgesellschaft ohne Vermögensübertragung, d.h., sie kann das Hilfswerkvermögen nutzen, aber nicht darüber verfügen. Die Kirche ließ sich die Dinge nicht mehr aus der Hand nehmen, wie es in der Hilfswerk-Geschichte nicht selten geschehen war, und schuf sich eine Firma, ein relativ säkulares Instrument – säkular auch deswegen, weil es in der neuen Struktur keine theologische Leitungsverantwortung mehr gab.

Der Rest der hessen-nassauischen Hilfswerkgeschichte ist rasch erzählt:

In der vorletzten Hilfswerkausschuß-Sitzung wird einstimmig beschlossen, der Kirchenleitung den Vorschlag zur Genehmigung weiterzuleiten, den Dipl.-Kfm. Günther Storm, dem zuvor die Verwaltungsleitung im Hauptbüro oblag, mit Wirkung zum 1.1.1977 als Geschäftsführer des Hilfswerks zu berufen; die Kirchenleitung stimmte zu; damit erhielt G.Storm das Weisungsrecht gegenüber allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hilfswerks.

In der letzten Sitzung des Hilfswerkausschusses am 28.4.1977 wird unter anderem der Synodenbeschluß dargestellt, ein Überleitungshaushalt in Höhe von 2,45 Millionen DM wird beschlossen, die von der Synode, von der Kirchenverwaltung und vom Hilfswerkausschuß entsandten Mitglieder des GmbH-Verwaltungsrates werden benannt (für die Synode: die Herren Bellmann, Botte und Klink; für die Kirchenverwaltung: die Herren Brechtelsbauer und Heusel; aus dem Hilfswerkausschuß: der Kirchenpräsident Hild, Prof. Dr. Fresenius [phänomenal: ununterbrochen Mitglied des Hilfswerkausschusses von dessen erster Sitzung am 5.1.1950 an!], Gasche); um 16.45 Uhr schließt der Bevollmächtigte die Sitzung. Hilfswerkausschußmitglied Pfarrer Otto Hahn spricht ein Schlußgebet.

Die Tätigkeit des Evangelischen Hilfswerks endet am 30.6. 1977.

Die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen beginnt den Betrieb am 1.7.1977 und übernimmt zu diesem Zeitpunkt die folgenden Hilfswerk-Einrichtungen: das Schülerheim Friedrichsdorf (später: Haus Mirjam, Wohnheim für Behinderte), das Kinder- und Jugendheim Heilsberg (geschlossen am 31.3.2001), das Haus Stephanus in Alsfeld, das Alten- und Pflegeheim Bad Vilbel-Heilsberg, das Altenheim Darmstadt, das Haus Luise in Dornholzhausen, das Altenwohnheim auf dem Heilsberg, das Altenwohnheim Darmstadt und die in Darmstadt eingerichtete Hauptverwaltung. Die Gesellschaft nimmt zunächst Gesellschafterrechte wahr, die später auf Oberkirchenrat Werner Wenzel übergehen, bei der Klinik Waldhof-Elgershausen und beim Otto-Fricke-Krankenhaus in Bad Schwalbach.

1983 wird das Ev. Alten- und Pflegeheim Gustavsburg, Wilh.-Leuschner-Straße, angemietet; zur gleichen Zeit wird das Ev. Alten- und Pflegeheim Gustavsburg, Bebelstraße, zu Eigentum übertragen.

1991 beginnt der Betrieb des Wohnheims für Flüchtlinge in Grävenwiesbach.

1994 bekommt die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen das Haus Emmaus in Oberursel, ein Alten- und Pflegeheim, vom örtlichen Diakonieverein übertragen.

1995 wird die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen Betreiberin des Alten- und Pflegeheims Haus Weingarten in Kelsterbach.

1996: die Qualifizierungs- und Beschäftigungsgesellschaft Wurzelwerk, seit 1986 zunächst als Verein existierend, schließt sich der Gesellschaft für diakonische Einrichtungen an.

G.Storm fungierte die ungewöhnlich lange Zeit von 24 Jahren als Geschäftsführer, verkörperte unmittelbare Kontinuität. Bereits im September 1977 wird ihm der Rechtsanwalt Karl-Heinz.Becker als Verwaltungsmitarbeiter mit besonderen Aufgaben bei Rechtsfragen, Vertragsfragen und Verhandlungen mit Behörden beigegeben. Als die Geschäftsführung auf zwei Personen erweitert wird, tritt K.-H. Becker bis 1994 als weiterer Geschäftsführer neben G.Storm. Becker-Nachfolger wird am 1.4.1994 der Rechtsanwalt Stefan Klein. Nach der Verabschiedung G.Storms in den Ruhestand, bei der er mit einer Festschrift geehrt wird, tritt die Dipl.-Kfvr. Ute Schäfers zum 1.5.2001 seine Nachfolge an.

Die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen in Hessen und Nassau mbH gilt als wirtschaftlich gesund.

Verwendete Literatur

- Berg, C., Vom Hilfswerk zum Diakonat der Kirche, 1950
- Frost, J., 25 Jahre Siedlung Heilsberg – Programm und Realität. Kritischer Rückblick auf ein christliches Experiment, Weltweite Hilfe Nr. 144, 1973, 24 ff.
- Gasche, H.-G., Das Evangelische Hilfswerk – Auftrag und Wirkung, Weltweite Hilfe Sonderteil 3, 1995
- Gerstenmaier, E., „Wichern zwei“. Zum Verhältnis von Diakonie und Sozialpolitik, in: H.Krimm (Hg.), Das diakonische Amt der Kirche, 2. Aufl. 1965, 467ff.
- Greschat, M., Christliche Erneuerung im Europa des 19. Jahrhunderts. Historische Voraussetzungen der Institutionalisierung der Diakonie, in: M.Schibilsky (Hg.), Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, 185ff.
- Krimm, H., Quellen zur Geschichte der Diakonie, Bd. 3, Stuttgart 1966
- Krimm, H., Die „Fusion“, IM 4/1967, 145 ff.
- Kropat, W.-A., Hessen in der Stunde Null 1945/1947. Politik, Wirtschaft und Bildungswesen in Dokumenten, Wiesbaden 1979
- Leudesdorff, R., Walter Rathgeber, Weltweite Hilfe Nr. 138/139, 1972, 1ff.
- Riedel, H., Erinnerungen an die Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk, in: Th.Schober (Hg.), Gesellschaft als Wirkungsfeld der Diakonie, Stuttgart 1981, 242ff.
- Schober, Th., Diakonisches Werk zwischen Vereinsfreiheit und kirchlicher Amtsstelle, Dt.Pfarrerblatt 3/1976, 67ff.
- Schütz, W., Art. Innere Mission, RGG 3. Aufl., Bd. III, 756ff.
- Seifert, H., Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland als kirchliches Werk und als Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege, in: Th.Schober (Hg.), Das Recht im Dienst einer diakonischen Kirche, Stuttgart 1980, 103ff.
- Skorvan, M., Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche und seine Flüchtlingsarbeit in Hessen 1945-1955, Wiesbaden 1995
- Stanek, T., Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (außerhalb der Lager und Gefängnisse), Wien/Köln/Weimar 2002
- Wischnath, J.M., Kirche in Aktion. Das Evangelische Hilfswerk 1945-1957 und sein Verhältnis zu Kirche und Innerer Mission, Göttingen 1986

Dazu Akten des Centralarchivs und des Hilfswerkausschusses